

nunu

Der israelische Ex-General Josef Geva über die Fehler im Libanon-Krieg • Porträt der Sängerin Marie-Thérèse Escribano • Wie die letzte deutschsprachige Tageszeitung Israels entsteht

Ausgabe Nr. 26 (4/2006)

Kislew 5767

€ 3,-

www.nunu.at



Das Geschäft mit der Kunstrestitution



Liebe Leserin, lieber Leser!

Nach 25 Ausgaben von NU war es an der Zeit, zu feiern und Danke zu sagen. Das stadTheater walfischgasse bildete den schönen Rahmen für ein kulinarisch wunderbares und von der Qualität des gemeinsamen Dajzezen einwandfreies Fest. Ein großes Danke an die Prinzipalin von Wiens geschmackvollstem Theater, Anita Ammersfeld. Eine Fotostrecke im Heft zeigt unsere Ehrengäste, darunter den israelischen Botschafter und seine Gattin, beide treue NU-Freunde.

Das vorliegende Heft 26 ist wieder eine bunte Mischung aus Lesestrecken, ausführlichen Interviews und informativen Berichten. Die Titelgeschichte von Alexia Weiss gibt den LeserInnen die Möglichkeit, sich ein Bild über die Bilder-Restitution zu machen. Die Recherchen um die Rolle der Kultusgemeinde waren nicht ganz einfach, aber unsere beharrliche Redakteurin hat am Ende doch noch eine ausführliche Antwort bekommen. Ein weiterer Artikel der Vielschreiberin Weiss berichtet von einer neu geschaffenen Kunstdatenbank, in der die entzogenen Bilder und der Stand der Provenienz-Suche aufgelistet sind. Hier erfahren wir, dass zumindest der Nationalfonds „selbstverständlich unentgeltlich“ beiträgt, den rechtmäßigen Besitzern ihr Eigentum zurückzugeben.

Ein beeindruckendes Porträt kann ich Ihnen zum Schmökern empfehlen. Helene Maimann hat mit ihrer Geschichte über Marie-Thérèse Escribano wieder einmal ihre hohe Fertigkeit im Zeichnen von Menschenbildern bewiesen. Und in der Kombination mit der bewundernswerten Künstlerin Escribano ist ein Stück zum Herzerwärmen an kalten Wintertagen entstanden.

Drei weitere bemerkenswerte Frauen prägen das Heft: Axel Reiserer hat die in London lebende Musikerin Alice Herz-Sommer interviewt. Die 1903 als Bürgerin der Habsburger Monarchie in Prag geborene Frau hat dank der Musik ihren Optimismus nie verloren. Lebensweisheit zum Genießen. Eine weitere große alte Dame, die 1916 in Wien geborene Alice Schwarz-Gardos, hat Thomas Schmidinger für NU porträtiert. Sie ist vor den Nazis nach Israel geflüchtet, wo sie eine Reihe von Büchern veröffentlicht hat und heute als 90-jährige noch als Chefredakteurin der letzten deutschsprachigen Tageszeitung Israels, der „Israel-Nachrichten“, arbeitet.

Schließlich erzählt Andrea Holzmann-Jenkins, die Leiterin des Wissenschaftszentrums Wien, wie sie in England mit Karoline „Lintschi“ Schrotta erstmals eine Emigrantin kennen gelernt hat, die nach Jahrzehnten statt Sommersprossen immer noch Gugerschecken sagt und die ihre Liebe zu Wien, trotz aller schrecklichen Erlebnisse, nie verloren hat.

Aber es kommen auch Männer vor in diesem NU 26: Danielle Spera hat in Tel Aviv den in Wien geborenen Josef Geva interviewt. Der bekannte israelische General hat ihr dargelegt, dass der jüngste Krieg im Libanon die Armee unvorbereitet und zu einem schlechten Zeitpunkt getroffen habe. Der UNO wirft er vor, sich zu oft auf die Seite der Feinde Israels gestellt oder ihnen sogar aktiv geholfen zu haben.

Ebenfalls in Wien geboren ist Otto Kernberg, Psychiater und weltweit führender Spezialist für schwere Persönlichkeitsstörungen. Mit ihm hat Martin Engelberg ein Interview darüber geführt, was junge Menschen dazu bringen kann, ihr Leben als Selbstmordattentäter zu opfern.

Über ein wichtiges Forschungsgebiet berichtet Katja Sindemann in ihrem Artikel über Stammzellenforschung. Weil die jüdische Religion den Beginn des Lebens später ansetzt als die katholische, dürfen Forscher in Israel anders arbeiten als ihre Kollegen. Von dieser Forschung erwartet man sich wichtige Verbesserungen bei Krankheiten wie Leukämie, Diabetes, Rheuma, Parkinson oder Multipler Sklerose.

Zum Schluss darf ich Ihnen den Anfang einer neuen Serie vorstellen: Wir werden ab NU 26 in jedem Heft ein jüdisches Museum vorstellen. Den Anfang macht der Bericht unserer Frankreich-Korrespondentin Michaela Spiegel (die im Übrigen auch die kniffligen NU-Rätsel komponiert) über das Museum in Paris. Wien, Washington und London werden in den nächsten Nummern folgen.

Ein fröhliches Chanukka-Fest wünscht Ihnen herzlich

Peter Menasse, Chefredakteur
(Mail an office@nunu.at)

PS: Unser Konto für Spenden:

Kto.-Nr. 08573 923 300, BA-CA (BLZ 12000).

IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300

BIC = BKAUATWW



XING
EIN KULTURMAGAZIN

ABO :: WWW.XING.AT

VERSCHWUNDEN

OHNE VORANKÜNDIGUNG drehte der österreichische Filmemacher Kurt Mayer für seinen neuen Film „Freuds verschwundene Nachbarn“ in Wohnungen, die im Zuge der „Arisierungen“ unter den Augen der Wiener Bevölkerung enteignet wurden. Vielfach sind sie bis heute von den Nachkommen der Nutznießer dieser beispiellosen Vorgänge bewohnt. Mehr als sechzig Jahre danach, zum 150. Geburtstag Sigmund Freuds, stellt der Film als systematisch geplanter „Hausfriedensbruch“ Fragen nach dem Echo von damals, nach Verdrängung und Wiederholungsgefahr. Jetzt im Kino.

UNERHÖRT



ÖVP-Generalsekretär Reinhold Lopatka

„BEISPIELLOSER US-ISRAELISCHER Schmutzkübel-Wahlkampf“, so nannte ÖVP-Generalsekretär Reinhold Lopatka im vergangenen Nationalratswahlkampf die Kampagne der SPÖ. Im allgemeinen Wahltrubel ging die nicht von ungefähr an die Waldheim-Zeit erinnernde Aussage Lopatkas weitgehend unter – zu Unrecht, wie wir finden. Zeigt sie doch deutlich, dass antisemitische Assoziationen nach

wie vor zum Rüstzeug der ÖVP zu gehören scheinen. Eine gründliche Analyse der letzten Wahl findet sich übrigens in einem soeben erschienenen, von Thomas Hofer und NU-Autorin Barbara Tóth herausgegebenen Buch: Wahl 2006. Kanzler, Kampagnen, Kapriolen. Analysen zur Nationalratswahl, LIT Verlag, Wien 2006. Preis: 24,90 Euro.



ABBERUFEN

VON GESTERN waren die Aussagen des Wiener Uni-Rats Gerhard Pendl, der am Grab des NS-Luftwaffenoffiziers Walter Nowotny meinte, es sei „unsere Pflicht, gegen die seelischen Narben der Gutmenschen, die auch die Toten nicht in Ruhe lassen, aufzuzeigen, dass es doch noch ein Fähnlein gibt in diesen deutschen Landen, die unsere unschuldigen Soldaten und ihren furchtbaren Tod nicht vergessen oder gar herabwürdigen“. Inzwischen wurde er abberufen. Pendl ist aber lange nicht der einzige Burschschafter, der von Ex-Bildungsministerin Elisabeth Gehrler im Jahr 2003 – quasi als „Preis“ für Schwarz-Blau auf Wunsch der FPÖ – in diverse Uni-Räte berufen wurde: Es gibt noch Norbert Nagele und Veith Risak an der Uni Linz, Friedrich Stefan an der Uni Wien, Hans Rinnhofer an der TU Graz und Peter Weiß an der Kunst-Uni Linz.

WIRTSCHAFT ALS MOTOR

VON GABY LANSKY



Nordkorea testet die Atom-bombe, der Iran ist dabei sie zu entwickeln und der Fundamentalist Ahmadinejad droht Israel sogar mit der totalen Zerstörung und leugnet in hasserfüllten Reden den Holocaust. Zwei Schauplätze, die eine Frage aufwerfen: Wie verfahren wir mit autoritären oder politisch fragwürdig geführten Staaten, die eine Bedrohung für unsere Sicherheit darstellen?

Bei aller Ablehnung der politischen Eliten solcher Staaten: Ein wichtiger Aspekt unserer Bemühungen um Frieden und Stabilität muss die Einbindung dieser Länder in die globale Wirtschaft sein. Ökonomische Integration hat sich geschichtlich als das bessere Mittel erwiesen als Isolation. Die langsame wirtschaftliche Eingliederung Chinas hat sich – trotz aller Bedenken gegenüber der Staatsführung – als richtiger Weg erwiesen. Auch die Ost-Erweiterung der EU ist schlussendlich auf diesen Gedanken aufgebaut. Die Isolation Nordkoreas ist hingegen gescheitert.

Natürlich muss es bei Handelsbeziehungen mit Diktaturen, fundamentalistischen und autoritären Staaten Grenzen geben. Der Handel mit Waffen oder Menschen etwa ist abzulehnen. Allgemein ist allerdings festzuhalten: Wachsender Wohlstand fördert Stabilität und Frieden. Integration muss vor Isolation stehen. Die Wirtschaft kann ein Motor für Frieden und Stabilität sein.

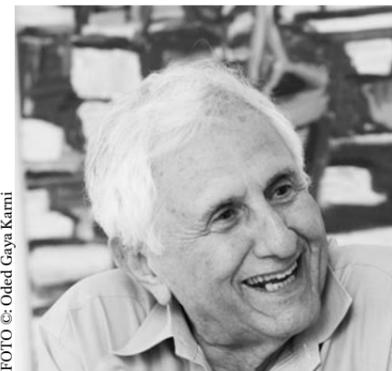


FOTO ©: Oded Gurya Karmi

SEITE 22



FOTO ©: Peter Rigaud

SEITE 28



FOTO ©: Heeb

SEITE 49

EDITORIAL	3	PORTRÄT	28	MEDIEN II	49
MEMOS	4	MARIE-THÉRÈSE ESCRIBANO	Die Sängerin und ihre Liebe zur sefardischen Kultur Von Helene Maimann	Das New Yorker jüdische Popkultur-Magazin „Heeb“ Von Alexia Weiss	
COVER	6	INTERVIEW	33	GESELLSCHAFT	50
KUNSTRESTITUTION	Wie sich die IKG engagiert. Von Alexia Weiss	ALICE HERZ-SOMMER	Die Pianistin erzählt, warum sie den Glauben an das Gute nie verloren hat. Von Axel Reiserer	Das Sommercamp Bnot Chayil Von Barbara Tóth	
ERBENSUCHE ONLINE	Die Kunstdatenbank des Nationalfonds Von Alexia Weiss	REPORTAGE	37	FILM	51
KEINE ZUFÄLLIGKEITEN	Porträt der Kunstdatenbank-Manager Von Barbara Tóth	SERIE JÜDISCHE MUSEEN	40	Neu im Kino: zwei Filme zum Thema Vergangenheitsaufarbeitung Von Peter Menasse	
INTERVIEW	15	BUCH I	42	NU-FEST	52
OTTO KERNBERG	Der Psychoanalytiker über die Ursachen für die Aggression im Nahen Osten Von Martin Engelberg	„Dossier K.“ von Imre Kertész Von Michael Kerbler		RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH	55
WISSENSCHAFT	20	BUCH II	44	Von Michaela Spiegel	
Stammzellenforschung in Israel Von Katja Sindemann		MEDIEN I	46	LESERBRIEFE	56
INTERVIEW	22	Die Frau hinter der letzten deutschen Tageszeitung in Israel Von Thomas Schmidinger		DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN	57
JOSEF GEVA	Der General der israelischen Armee über Fehler im Libanon-Krieg Von Danielle Spera			Von Peter Menasse und Erwin Javor	
JÜDISCHER GENUSS	27	KOMMENTAR	58	KOMMENTAR	59
Das Lokal „La Rue“ in Dresden Von Katja Sindemann		Nicht alle Juden sind gescheit, aber... Von Martin Engelberg		Im Kampf der Kulturen Von Erwin Javor	
		IMPRESSUM	60		

office@nunu.at
www.nunu.at



FOTO ©: Sotheby's

Gustav Klimt: „Landhaus am Attersee“ (Ausschnitt) – der erste große Coup der IKG erzielte 2003 29 Millionen Dollar

Von Klimt bis Schiele

Die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) Wien hat sich in den vergangenen Jahren intensiv im Bereich Erbensuche in Fällen von zu restituierenden Kunstwerken engagiert. Die Rückgabe zahlreicher Sammlungen geht auf die Recherchen der 1999 u. a. für diese Aufgabe gegründeten Anlaufstelle zurück. Gerüchte, wonach sich die IKG hier ein profitables Geschäftsfeld aufgebaut hat, wollen nicht verstummen. Die Gemeinde weist dies jedoch vehement zurück.

VON ALEXIA WEISS

2001 restituierte die Österreichische Galerie Belvedere das Gemälde „Landhaus am Attersee“ von Gustav Klimt (entstanden 1914) an die Erben nach Jenny Steiner, die von der Kultusgemeinde vertreten wurden. Das Bild wurde im November 2003 bei Sotheby's in New York weit über dem Schätzwert von 18 bis 25 Millionen Dollar um 29,128 Millionen Dollar versteigert. Das war zu diesem Zeitpunkt der höchste Preis, der je für ein Werk von Klimt erzielt wurde. Die Rückerstattung dieses Klimt-Werkes war der erste große Erfolg der Kultusgemeinde im Bereich Kunstrestitution – und zeigte auf, um wie viel Geld es hier gehen kann.

Dies sollte nicht der einzige prominente Restitutionsfall bleiben, in dem die IKG dem Bund bei der Erbensuche behilflich war. Dies übrigens aufgrund einer Gesetzeslücke im Kunstrestitutionsgesetz, das, wie es Erika Jakobovits, Executive Director des Präsidiums der IKG, gegenüber NU formuliert, „verabsäumt, die Durchführung der Erbensuche zu regeln“. Dieser Meinung sind auch viele Provenienzforscher.

Wettbewerbsvorteil

Dass die IKG hier eingesprungen ist, ruft bei manchen dieser Wissenschaftler allerdings Kopfschütteln hervor. Denn daraus ergibt sich inzwischen ein Fall von möglicher Unvereinbarkeit: Die Kultusgemeinde sitzt einerseits in den Gremien, die über die Rückgabe von Kunstwerken entscheiden, und vertritt

»Dass die IKG hier eingesprungen ist, ruft bei manchem Wissenschaftler Kopfschütteln hervor.«

andererseits Familien, die Anspruch auf diese Objekte stellen. Dadurch hat die IKG einen klaren Wettbewerbsvorteil, weil sie somit über vertrauliche Informationen zu aktuellen Fällen verfügt und aufgrund der Unterlagen abschätzen kann, ob es sich um „große Fische“ handelt oder nicht.

Vertreten wurden und werden von der Kultusgemeinde inzwischen u. a. die Erben von so wertvollen Sammlungen

oder Immobilien wie jene von Heinrich Rieger, Jenny Steiner, Emma Schiff-Suvero, Daisy Hellmann oder Heinrich und Flora Schnabel. Stellvertretend für etwas weniger wertvolle Sammlungen kann die Familie von Mathilde und Gottlieb Kraus genannt werden. Wieder in den Besitz der Nachkommen dieses Ehepaares wanderten inzwischen aus der Österreichischen Galerie von Carl Markó „Seestück mit Ino und Melikeretes“ sowie von August von Pettenkofen „Zigeunergespann an einer Furt“. Einen weiteren Pettenkofen erhielt die Erbgemeinschaft von der Neuen Galerie Graz, dieses Bild trägt den Titel „Frau mit Blumen“. Des Weiteren wurden aus dem Grazer Museum von Emil Jakob Schindler die beiden Bilder „Flusslandschaft mit Gänsen“ und „Holländische Landschaft“ zurückgegeben.

An die Erben von Emma Schiff-Suvero gab das Museum für Angewandte Kunst (MAK) über 200 Textilien sowie andere Kunst-(handwerks-)Gegenstände zurück. Was diesen Fall jedoch interessant macht: Die Nachkommen



FOTO ©: Dorotheum



FOTO ©: Sotheby's

Über das Dorotheum (l.) lässt die IKG kein böses Wort mehr kommen und die Auktionshäuser (Sotheby's, o.) naschen am Kuchen Kunstrestitutions mit

von Schiff-Suvero könnten auch noch eine Immobilie restituiert erhalten, die so genannte „Post-Villa“. Das auch „gelbe Villa“ genannte Objekt in der Sieveringer Straße 245 erlangte zuletzt Bekanntheit, als es in die engere Wahl als mögliche neue Dienstvilla des inzwischen verstorbenen Bundespräsidenten Thomas Klestil kam. Noch hat die Schiedsinstanz für Naturalrestitution hier allerdings nicht entschieden.

Rekordpreis für Schiele

Schlagzeilen machte die Rückgabe eines Werkes von Egon Schiele an die insgesamt sieben Erben nach Daisy Hellmann (Tochter der weiter oben bereits erwähnten Jenny Steiner). Das Gemälde „Landschaft in Krumau“ (alternativer Titel: „Städtchen am Fluss“) wurde 2003 von der Neuen Galerie der Stadt Linz restituiert und noch im selben Jahr bei Sotheby's in London um 18,3 Millionen Euro versteigert. Auch hier war das zu diesem Zeitpunkt der höchste je für einen Schiele erzielte Preis.

Auf die Rückgabe des Bildes „Landschaft in Krumau“ ist die Kultusgemeinde besonders stolz. „Die IKG Wien konnte aufgrund einer Neuinterpretation der historischen Fakten die Stadt Linz von der moralischen Notwendigkeit überzeugen, dieses Kunstwerk zu restituieren, obwohl ein Rückstellungsantrag bereits einmal abgewiesen worden war“, so Erika Jakobovits.

Einen weiteren Schiele konnte die Kul-

tusgemeinde den Nachkommen von Heinrich Rieger sichern (wobei sie hier laut einem Bericht auf www.forward.com vom 21. April 2006 nur eine der Erbinnen, eine Enkelin des Sammlers, vertritt). „Hafen von Triest“, ein nur 25 mal 18 Zentimeter kleines Werk des österreichischen Expressionisten, wurde 2004 vom Landesmuseum Joanneum in Graz zurückgegeben, und erzielte bei seiner Versteigerung durch Christie's im Juni dieses Jahres 1,51 Millionen Euro.

Am selben Tag kam in London auch das Kriegsbild „Kampf“ von Josef Dobrowsky aus der ehemaligen Sammlung Rieger unter den Hammer. Erzielte und von Kunsthistorikern als wahnwitzig eingestuft, der sich nur mit dem

aktuellen Hype um restituierte Kunst erklären lässt: 273.874 Euro. Und die Erben nach Heinrich Rieger erhielten noch einen weiteren Schiele, und zwar die „Wiesenlandschaft mit Häusern“ aus der Österreichischen Galerie.

Große Werke also, die bei Auktionen derzeit Rekordpreise erzielen. Davon profitieren nicht nur die Erben, sondern auch der Kunsthandel, also die Auktionshäuser. Längst hat sich rund um die Restitution von Kunst ein Big Business entwickelt – nicht zuletzt durch die spektakulären Verkäufe der an die Erbengemeinschaft der Sammlung Bloch-Bauer, in der Öffentlichkeit repräsentiert durch Maria Altmann, restituierten Klimt-Gemälde. Der Hype um restituierte Kunst, der die Preise in schwindelerregende

REKORDPREISE BEI AUKTIONEN RESTITUIERTER BILDER

135 Millionen Dollar für „Adele Bloch-Bauer I“ von Gustav Klimt (Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer, Versteigerung: 2006)

88 Millionen Dollar für „Adele Bloch-Bauer II“ von Gustav Klimt (Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer, Versteigerung: 2006)

40,3 Millionen Dollar für „Buchenwald/Birkenwald“ von Gustav Klimt (Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer, Versteigerung: 2006)

33,05 Millionen Dollar für „Apfelbaum I“ von Gustav Klimt (Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer, Versteigerung: 2006)

31,4 Millionen Dollar für „Häuser in Unterach am Attersee“ von Gustav Klimt (Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer, Versteigerung: 2006)

29,1 Millionen Dollar für „Landhaus am Attersee“ von Gustav Klimt (Sammlung Jenny Steiner, Versteigerung: 2003)

21,8 Millionen Dollar für „Herbstsonne“ von Egon Schiele (Sammlung Karl Grünwald, Versteigerung: 2006)

21,3 Millionen Dollar für „Landschaft in Krumau“ von Egon Schiele (Sammlung Daisy Hellmann, Versteigerung: 2003)

Höhen klettern lässt, ist vor allem dadurch zu erklären, dass hier mit Werken von Klimt oder Schiele Gemälde in den Handel gelangen, die ohne die Restitution – und gleichzeitige Aufhebung der Ausfuhrsperr – niemals auf den freien Markt gelangt wären.

»Alle Leistungen der IKG Wien sind für deren KlientInnen kostenlos. (...) In wenigen Einzelfällen bekommt sie Spenden.«

Auch der Kultusgemeinde werden im Zusammenhang mit der Restitution von Kunstwerken gute Einnahmen

nachgesagt. Gemunkelt wird hier viel, zitieren lassen will sich dann aber doch lieber niemand. Da spricht der eine von einer Provision von mindestens zehn Prozent des Werts des zurückgegebenen Objekts, andere wollen sogar von Provisionen von bis zu 20 Prozent gehört haben.

NU wollte es genauer wissen. Und konnte Folgendes eruieren: Hat die Kultusgemeinde – respektive die Anlaufstelle – die Erben nach einer zu restituierenden Sammlung ausgemacht, wird mit diesen eine Vereinbarung geschlossen, in der für den Erfolgsfall eine so genannte „Aufwandsentschädigung“ vereinbart wird. Deren Höhe richtet sich nach dem Wert bzw. Verkaufspreis des Kunstwerks.

Von Kostenrefundierungen und Spenden

NU hat die Kultusgemeinde daher zu einer Stellungnahme zum Thema Provisionen und Aufwandsentschädigungen gebeten. Folgendes teilte Erika Jakobovits dazu mit: „Alle Leistungen der IKG Wien und ihrer Anlaufstelle sind für deren KlientInnen kostenlos. Das gilt grundsätzlich auch für den Bereich Kunstrestitution. In einigen Einzelfällen, die mit komplizierten Rechtsstreitigkeiten verbunden sind, werden Rechtsgutachten beauftragt und amerikanische und österreichische Rechtsanwälte beschäftigt. In diesen Einzelfällen ist in der Regel auch ein besonderer Rechercheaufwand nötig,

Kunstrückgabe: spät und langsam

Alles begann, als im Dezember 1997 zwei Bilder von Egon Schiele aus der Sammlung Leopold, die eben bei einer Ausstellung in New York zu sehen waren, in den USA hinsichtlich ihrer Herkunft als bedenklich eingestuft wurden. Bevor die Werke im Jänner 1998 ihren Rücktransport nach Österreich antreten sollten, wurden sie beschlagnahmt. Plötzlich wurde in den Kulturredaktionen Provenienzforschung ein heißes Thema – und eine Blütezeit für Kunsthistoriker begann. Nur eine knappe Woche nach der Beschlagnahme hatte die zuständige Bildungsministerin Elisabeth Gehrler (ÖVP) die Bundesmuseen angewiesen, die Provenienz ihrer Erwerbungen zu untersuchen. Kurz darauf setzte sie eine Kommission für Provenienzforschung ein und ließ die Archive öffnen. Im Dezember 1998 wurde das Kunstrückgabegesetz beschlossen.

In diesem wurde erstmals berücksichtigt, dass zwar sehr wohl nach 1945 restituiert wurde (auf Druck der Alliierten wurden 13.000 von rund 18.500 entzogenen Kunstgegenständen zurückgegeben), doch den früheren Besitzern vieles erneut abgepresst wurde. Um Ausfuhrgenehmigungen zu erhalten, mussten oft wertvolle Teile von Sammlungen im Land verbleiben, nicht ohne vorher von den Betroffenen entsprechende Widmungen einzuholen. Das zeigte sich zunächst vor allem in dem vom „Standard“-Journalisten Thomas Trenkler recherchierten „Fall Rothschild“ sehr deutlich. Die Familie erhielt ihre in Österreich verblie-

benen Kunstwerke bereits 1999 zurück. Für andere Familien begann da erst ein langer, mühsamer Weg.

Nach und nach ließen die Museen ihre Bestände von Provenienzforschern durchforsten. Alle zweifelhaften Fälle wurden näher beleuchtet, Dossiers angelegt und dann im Rückgabebeirat behandelt. Das Ministerium entsprach bisher allen Empfehlungen des Beirats – eine Verpflichtung zur Rückgabe besteht laut Gesetz allerdings nicht.

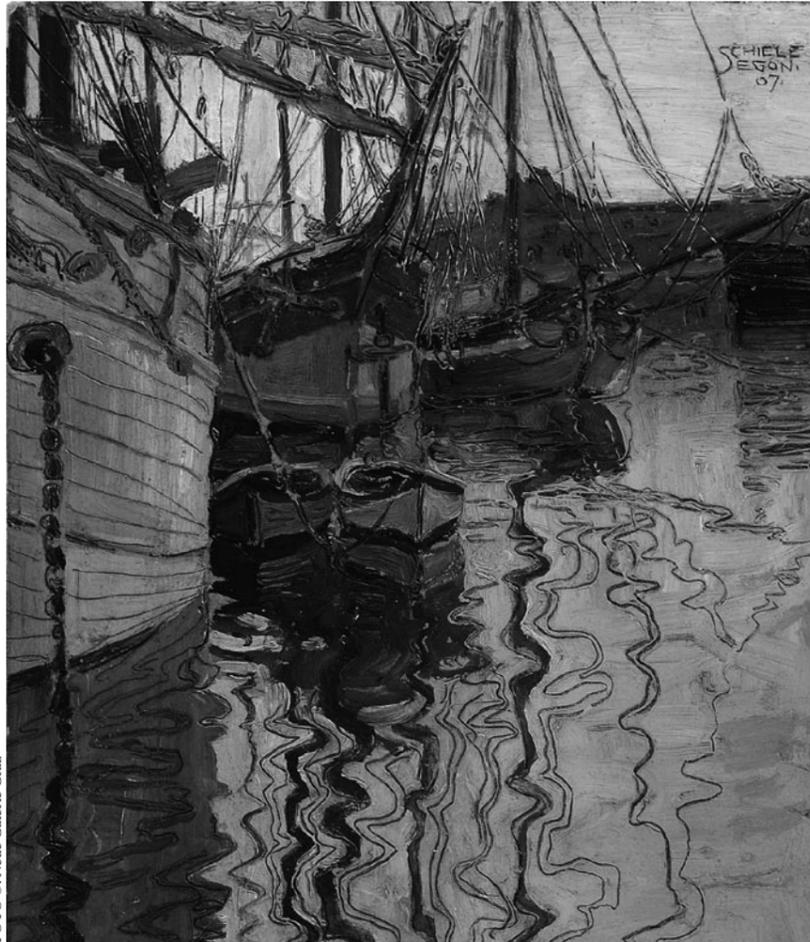
In dem bisher prominentesten Fall – der Sammlung Ferdinand und Adele Bloch-Bauer – hatte der Beirat zunächst 1999 gegen eine Rückgabe entschieden. Im Jänner 2006 sprach sich ein Schiedsgericht dann jedoch für die Rückgabe von insgesamt fünf Klimt-Bildern aus – sie wurden alle inzwischen versteigert und erzielten Höchstpreise (siehe auch Kasten zu Rekorderlösen).

Restituiert wurde inzwischen zudem unter anderem an die Erben nach den Sammlungen Bernhard Altmann („Der Schnitter“ von Albin Egger-Lienz, Rückgabe 2002), „Der Wiener Universitätsprofessor Dr. med. Sigmund Caspar Fischer“ von F. G. Waldmüller, Rückgabe 2003), Wilhelm und Daisy Hellmann („Landschaft in Krumau“ von Egon Schiele, Rückgabe 2003), Gottlieb und Mathilde Kraus („Pilgramorgelfuß St. Pölten“ von Rudolf von Alt, Rückgabe 2002), Heinrich und Berta Rieger („Hafen von Triest“ von Egon Schiele, Rückgabe 2006), Alphonse

und Clarice Rothschild („Portrait Tieleman Roosterman“ von Frans Hals, „Erzherzog Leopold Wilhelm in seiner Gemäldegalerie“ von David Teniers d.J., Rückgabe beider 1999), Louis Rothschild („Bildnis eines Mannes“ von Frans Hals, „Bildnis einer Frau“ von Frans Hals, Rückgabe beider 1999) und Jenny Steiner („Landhaus am Attersee“ von Gustav Klimt, Rückgabe 2001).

Wann die lange Liste der zweifelhaften Fälle abgearbeitet sein wird, ist aus Sicht der Provenienzforscher noch nicht abzusehen. Wann daher der Nationalfonds, so wie im Kunstrückgabegesetz vorgesehen, jene Kunstwerke in Bundesbesitz, die restituiert werden müssen, für die allerdings keine Erben mehr ausfindig gemacht werden können, zu Gunsten von NS-Opfern „verwerten“, also versteigern kann, ist daher ebenso noch gänzlich offen (siehe auch eigener Artikel).

Wie zwiespältig der Umgang mit Raubkunst und dem Anspruch der Nachkommen auf die einst entwendeten Kunstwerke immer noch ist, zeigt folgende Formulierung von Werner Fürnsinn, Leiter der Kommission für Provenienzforschung, in einem jüngst erschienenen Interview mit dem Kunstmagazin Parnass (4/2006): „Und die Erben nach Ernst Gotthilf, einem jüdischen Architekten, der unter anderem das CA-Hauptgebäude am Schottenring errichtet hat, sind hinter dem ‚Mädchen mit dem Strohhut‘ her. Das ist eines der interessantesten Porträts von Friedrich Amerling im Belvedere.“



Schieles „Hafen von Triest“ (Ausschnitt): 25 x 18 Zentimeter klein, 1,5 Mio. Euro wert

der oft nur durch externe Arbeitskräfte abgedeckt werden kann. Diese zusätzlichen Aufwände werden von der IKG im Einvernehmen mit den betroffenen Überlebenden der NS-Verfolgung bzw. deren Nachkommen vorfinanziert, da die meisten von ihnen finanziell nicht in der Lage sind, diese Kosten aufzubringen. Nur bei erfolgreicher Rückstellung werden die Kosten der IKG refundiert. In wenigen Einzelfällen bekommt die IKG Spenden als Anerkennung für ihre Leistungen und um die Arbeit der Anlaufstelle zu unterstützen und weiter zu ermöglichen.“

Beziffern wollte die IKG dabei jedoch weder die Höhe dieser Kostenrefundierungen noch der bisher in diesem Zusammenhang eingegangenen Spenden. Alles wäre jedenfalls leichter nachzuvollziehen, würden die Finanzvorgänge rund um die Kunstrestitution in den in der „Gemeinde“ publizierten Bilanzen der IKG dargestellt. Erst diese Intransparenz lässt viele fragen, war-

um bei diesem Thema seitens der IKG derart auf Geheimniskrämerei gesetzt wird.

Die Frage nach der Bilanzierung ließ Jakobovits gegenüber NU daher erwarteterweise unbeantwortet – und betonte im Gegenzug die vielfältigen sonstigen Tätigkeiten der Anlaufstelle, deren Kernaufgabe die Interessenvertretung und umfassende Beratung von jüdischen NS-Verfolgten und deren Nachfahren in und aus Österreich ist. So hätten die Mitarbeiter der Anlaufstelle seit deren Gründung (1.7. 1999) bis Ende 2005 u. a. 3.275 persönliche Beratungsgespräche und 31.650 telefonische Gespräche geführt sowie 145.050 Briefe, Faxe und E-Mails geschrieben.

Hinsichtlich des Tätigkeitsbereiches Kunstrestitution der Anlaufstelle hebt Jakobovits vor allem die gute Zusammenarbeit mit jenen Gremien hervor, die letztlich über die Rückgabe von Werken entscheiden. So sei die

Anlaufstelle aufgrund ihrer Vermittlungsfunktion im Herbst 1999 in die Kommission für Provenienzforschung kooptiert worden. Diese durchforstet die Museen und Sammlungen des Bundes auf entzogene Kunstgegenstände. Und seit September 2003 seien zwei Repräsentanten der IKG und der Anlaufstelle als kooptierte Mitglieder mit Beobachterstatus in der Wiener Restitutions-Kommission vertreten.

Hier orten Brancheninsider – wie weiter oben bereits ausgeführt – allerdings eine gewisse Unvereinbarkeit. Ähnlich verhält es sich übrigens auch bei der Naturalrestitution von Immobilien. So war im „Standard“ am 22. März dieses Jahres anlässlich der Entscheidung der Schiedsinstanz für Naturalrestitution, Maria Altmann ein Palais in der Wiener Elisabethstraße zurückzugeben, Folgendes zu lesen: „Grundlegende Vorarbeit leistete das Forschungsbüro von Harald Wendelin, Verena Pawlowsky und Edith Leisch-Prost: Es identifizierte rund 700 Immobilien des Bundes, die eine Entzugsgeschichte in der NS-Zeit aufweisen, und rund 500 der Stadt Wien. Auf Basis dieser Daten filterte die Israelitische Kultusgemeinde 50 Fälle heraus, die Anträge auf Naturalrestitution rechtfertigen. Insgesamt hat die Schiedsinstanz rund 90 Fälle zu entscheiden.“

Doch auch hier werden von der IKG Erben vertreten – etwa im Fall des Objekts Weihburggasse 30, wie im Newsletter der Anlaufstelle vom August 2005 nachzulesen ist. Diese Immobilie ging an die Nachkommen von Heinrich und Flora Schnabel.

Plötzlich auf Kuschelkurs mit dem Dorotheum

Ungereimtheiten gibt es in den vergangenen Jahren auch immer wieder, was das Verhältnis der IKG zum Dorotheum betrifft. So schrieb Jakobovits etwa noch im Dezember 2002 in einer OTS-Aussendung: „Es stünde dem Dorotheum gut an, wenn es seine Vorgangsweise ändern, sich seiner Vergangenheit stellen und insbesondere einen uneingeschränkten Zugang in seine Archive gestatten und im Übrigen im Falle des Schiele-Bildes „Bildstock, Häuser und Bäume“ seinen Beitrag dazu leisten würde, dass die Erben des Dr. Heinrich Rieger dieses Bild im Sin-

ne der Gerechtigkeit möglichst rasch restituiert erhalten und den Beteiligten langwierige Gerichtsverfahren erspart bleiben.“

Schon im Jahr darauf war die Stimmungslage eine gänzlich andere. Als zwei in der Anlaufstelle beschäftigte Historikerinnen beim Zeitgeschichtetag in Salzburg ihre Forschungen zum Dorotheum präsentieren wollten, versuchte die IKG dies zu unterbinden. Als die beiden Forscherinnen auf ihrem Vortrag bestanden, musste zuvor von der Moderatorin der Veranstaltung eine Erklärung der IKG verlesen werden, wonach es sich bei dem Beitrag um die Privatmeinung der Historikerinnen handle.

Als wenig kooperativ beschrieben auch Gabriele Anderl und Alexandra Caruso im Vorwort zu dem von ihnen 2005 herausgegebenen Buch „NS-Kunstraub in Österreich und die Folgen“ die IKG beim Thema Dorotheum. So ist da zu lesen: „Überraschend zurückgezogen wurde auch der Beitrag einer Mitarbeiterin der ‚Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde Wien für jüdische NS-Verfolgte in und aus Österreich‘, der uns verbindlich versprochen worden war und sich explizit mit den internen Vorgängen im Dorotheum während der NS-Zeit und dem Aufstieg des Hauses von einer Pfandleihanstalt zum führenden Auktionshaus im deutschsprachigen Raum in dieser Zeit befassen sollte. Die Sprecherin des Präsi-

diums der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG), Erika Jakobovits, begründete diesen Schritt damit, dass eine Publikation über das in ein laufendes Verfahren verwickelte Unternehmen nicht den Regeln des Anstands entspreche.“

»Als wenig kooperativ beschrieben auch Gabriele Anderl und Alexandra Caruso im Vorwort zu ihrem Buch ‚NS-Kunstraub in Österreich und die Folgen‘ die IKG beim Thema Dorotheum.«

Angesichts der Tatsache, dass es im Kunsthandel üblich ist, dass Vermittler zwischen Einbringern und Auktionshaus einen Prozentsatz der Provision des Auktionshauses erhalten, könnte dieser Sinneswandel in etwas anderem Licht erscheinen. Gegenüber NU demenziert Jakobovits hier aber auf der ganzen Linie. „Der Auftrag der Israelitischen Kultusgemeinde endet bei erfolgreicher Restitution. In jenen Fällen im Bereich Kunstrestitution, in denen sich die Erben zu einer Veräußerung dieser Kunstwerke entscheiden, treffen sie ihre Vereinbarung direkt mit den Auktionshäusern. Die IKG Wien ist weder Einbringerin, noch kennt sie die Verträge mit den Auktionshäusern.“

Erst im Mai dieses Jahres gelangte allerdings im Dorotheum das Gemälde „Totentanz 1809“ von Albin Egger-Lienz zur Versteigerung und erzielte den Rekordpreis von 912.000 Euro. Und dazu schrieb der „Kurier“ am 30. Mai 2006 u. a.: „Nach intensiven Überlegungen hat sich die Besitzerin entschlossen, das Bild in Österreich anzubieten“, berichtet Erika Jakobovits. Die Restitutionsfachfrau der Israelitischen Kultusgemeinde hat den Kontakt zum Dorotheum hergestellt. „Wien wurde als Auktionsort gewählt, weil die Besitzer hoffen, dass das Bild in Österreich bleibt und auch weiterhin öffentlich gezeigt wird.“

Schwer erklären lässt sich in Zusammenhang mit obigem Dementi auch die rege Reisetätigkeit Jakobovits'. Im November – gerade zu der Zeit, als dieser Artikel entstand – befand sich die Restitutionsexpertin der IKG in New York, just in der Woche, als die Auktion der vier Klimt-Gemälde aus der Sammlung Bloch-Bauer sowie weiterer restituierter Kunst über die Bühne ging. Und so bleiben weiterhin viele Fragen offen.

WEB-TIPPS:

www.ikg-wien.at
www.restitution.or.at
www.dorotheum.at
www.christies.com
www.sothebys.com



Egon Schiele: „Landschaft in Krumau“ (Ausschnitt) – 2003 um 18,3 Millionen Euro versteigert

Was übrig blieb

Systematischer Raub war ein Kennzeichen des NS-Systems – auch Kunstwerke blieben davon nicht verschont. Während Millionen von Menschen ermordet wurden, haben viele Kunstgegenstände allerdings die Zeit überdauert. Eine Datenbank gibt nun Einblick in die große Palette entzogener Kunst, die bisher nicht restituiert wurde und für die es keine Anspruchsberechtigten mehr zu geben scheint.

VON ALEXIA WEISS

FOTOS VON JACQUELINE GODANY

Der Nationalfonds ermöglicht ab sofort mit seiner Online-Datenbank www.kunstrestitution.at einen spannenden kunst-, kultur- und zeitgeschichtlichen Ausflug in das Leben österreichischer Juden vor 1938. Dokumentiert werden hier die vielfältigen kulturellen und intellektuellen Interessen einer Bevölkerungsgruppe, die hinter den entzogenen Objekten sichtbar werden: Neben wertvollen Gemälden oder Skulpturen waren es vor allem Bücher, Fotografien, Briefe, Möbel, Porzellan, die von den Nazis geraubt – und danach penibel katalogisiert wurden.

Weniger penibel ging man im Österreich der Nachkriegszeit mit der Rückgabe der entzogenen Vermögen um, sodass die Bestände heimischer Museen bis heute Objekte zweifelhafter Provenienz beherbergen. Mit dem 1998 verabschiedeten Kunstrückgabegesetz setzte hektische Provenienzforschung in den Museen ein. Wo Erben ausfindig gemacht werden konnten oder kön-

nen, wurde und wird das Geraubte rückerstattet. In vielen Fällen gibt es allerdings keine Überlebenden mehr. Für solche Objekte sieht das Kunstrückgabegesetz eine „Verwertung“ durch den Nationalfonds vor – sprich eine Versteigerung, deren Erlös dann NS-Opfern zugute kommen soll.

Möglichkeit zur Wiedererkennung

Mit der Veröffentlichung dieser so genannten herrenlosen Kunst will der Nationalfonds nun „Angehörigen noch eine Möglichkeit geben, etwas wieder zu erkennen“, sagt die Generalsekretärin des Fonds, Hannah Lessing, im Gespräch mit NU. Tritt dieser Fall ein, werden die Betroffenen auf der Homepage gebeten, sich mit jener Institution in Verbindung zu setzen, in dem sich das Objekt heute befindet. Bis dato wurden vom Nationalfonds die Bestände des Bundes und der Stadt Wien erfasst. In einer nächsten Phase ist geplant, auch die anderen Bundesländer einzubinden. So sollen etwa die Daten des Tiroler

Landesmuseums Ferdinandeum in Kürze in die Kunstdatenbank aufgenommen werden.

Aufgelistet werden auf www.kunstrestitution.at derzeit an die 8.000 Objekte. Da es sich um ein „Work-in-Progress-Projekt“ handelt, rechnet Projektleiter Michael Seidinger mit der Erfassung von rund 10.000 Objekten bis Jahresende. Bei den gezeigten (Kunst-)Gegenständen handelt es sich überwiegend um Druckwerke, Handschriften, Fotografien und Druckgrafiken (insgesamt etwa 7.000 Objekte). „In den Kategorien Malerei, Zeichnungen und Kunsthandwerk sind in Summe Daten zu weiteren 500 Objekten enthalten“, so Seidinger. So finden sich an Werken namhafter Künstler in der Datenbank etwa die Farblithographie „Helden 1915“ von Albin Egger-Lienz, das Ölgemälde „Anna Bahr-Mildenburg am Lido“ von Koloman Moser, ein Porträt Melanie Schieles von Egon Schiele oder das Aquarell „Weintrauben“ von Georg Ferdinand Waldmüller. Alle angeführten Werke befinden sich derzeit im Wien Museum.



Das Team hinter der Kunstdatenbank (v. l. n. r.): Michael Seidinger, Julia Eßl, Michael Korte, Stefanie Obermeir, Claire Fritsch, Hannah Lessing, Stefan Krause, Stefanie Obermeir, Michael Pisecki

Keine Zufälligkeiten

Ein Team von acht jungen Akademikern steht hinter der Kunstdatenbank des Nationalfonds. Sie arbeiten die Geschichte ihrer Großelterngeneration auf – von beiden Seiten.
Von Barbara Tóth

„Niemand arbeitet zufällig hier“, sagt Claire Fritsch, „man sucht seine Antworten.“ Die Runde schweigt zustimmend. Acht Menschen sitzen im dritten Stock des Nationalfonds in der Kirchberggasse im siebten Wiener Gemeindebezirk rund um ihren Besprechungstisch. Die jüngste ist 25, heißt Stefanie Obermeir, und hat Publizistik, Geschichte und Kunstgeschichte studiert, und managt das Sekretariat. Der Älteste ist 37, heißt Michael Pisecki, ist Jurist und Informatiker und verantwortet den IT-Bereich. Sie alle haben in den vergangenen Monaten ein Projekt auf die Beine gestellt, von dem viele geglaubt haben, es wird nie funktionieren: die Kunstdatenbank für geraubte und arisierte Kunst.

Interdisziplinarität, „mehr zu können als nur eine Sache“, wie es Michael Pisecki formuliert, persönliches Engagement, Arbeit als Berufung – das macht dieses Team aus. Aus einer jüdischen Familie zu kommen, ist nicht unbedingt Voraussetzung dafür. „Klassisch österreichische Mischung“, nennt es Michael Seidinger, 33, Politologe, Historiker und Leiter des Teams. Er fand im Rahmen seiner Diplomarbeit dazu. Schon davor hatten viele seiner „Kindheitserzählungen Risse bekom-

men“. Thomas Bernhards „Heldenplatz“, die Affäre Waldheim, das Lichtermeer – all das hat dazu geführt, dass „viele Fragen aufgetaucht sind“. Michael, gerufen Misha: „Dann habe ich begonnen, mich auch beruflich damit zu beschäftigen. Hier kann man fragen, darf man fragen – das hat einen größeren Sinn. Natürlich arbeitet man hier auch Sachen ab.“

Jemand anderer wie die Juristin Nina Bjalek, 32, stand eines Tages vor der Tür des Nationalfonds und läutete, unausgefüllt in ihrem Job in einer Anwaltskanzlei, einfach an. „Das war dort nicht so eine sinnvolle Tätigkeit“, meint sie.

Claire, die jenen Satz von der Nicht-Zufälligkeit ihrer Aufgabe sagte, den alle unterschreiben können, ist die Einzige mit jüdischem Familienhintergrund in der Runde. Die Mutter der Juristin ist Jüdin. Sie kam nach Österreich, um Medizin zu studieren. Mit ihrem Mann, einem Österreicher, ging sie nach Tirol. Claire wuchs nicht nur inmitten der Berge, sondern auch inmitten des Katholizismus auf. Wenn sie über ihre Motivation spricht, fällt der Begriff „handfest“. „Die Auswirkungen der Nazizeit sind jetzt noch da. In den Museen gibt es noch

zahlreiche Kunstwerke, die geraubt wurden. Bei anderen Dingen ist es viel schwieriger festzumachen. Porzellan, Bilder, Silberbesteck – das zeigt, wie groß die Dimension war.“ Das ist auch ihre Antwort auf das oft gehörte Argument: Warum sollen Junge für etwas zahlen, das sie nicht verbrochen haben?

„Sie sind ja noch so jung, warum machen sie das?“, diesen Satz hat Nina Bjalek mehr als einmal gehört.

Auch die anderen kennen ihn. Viele Menschen, die von den Nazis beraubt und vertrieben wurden, wundern sich, dass sie bei der Restitution ihrer Lebensgegenstände auf Vertreter ihrer Enkelgeneration treffen. Für Mitarbeiter des Fonds steht in Gesprächen mit Antragstellern das Abklären von Entschädigungsansprüchen im Vordergrund. Die Gesprächsverläufe halten sich jedoch nicht an solche Regieanweisungen. „Eingangs wollte ich herausfinden, wann welcher Wertgegenstand verschwunden ist“, schildert Claire ein Gespräch mit einem Antragsteller, „doch dann erzählte mein Gegenüber die Geschichte, wann er das letzte Mal seinem Vater zum Abschied gewunken hat.“



Nationalfonds-Generalsekretärin Hannah Lessing mit dem Leiter des Teams Kunstdatenbank, Michael Seidinger

Auktion nicht in Sicht.

Wann diese tausenden Objekte nun unter den sprichwörtlichen Hammer kommen, steht allerdings noch in den Sternen. Der Fonds kann nämlich erst dann eine Auktion vorbereiten, wenn vom Kunstrückgabe-Beirat beschlossen wurde, welche Gegenstände nach dem Kunstrückgabegesetz schlussendlich als „herrenlos“ klassifiziert worden sind – „aber eigentlich sollte man hier eher von ‚erblosen‘ Objekten sprechen“, erklärt dazu die Juristin des Projektteams, Claire Fritsch. Die Juristin betont zudem: „Die Objekte der Kunst-Datenbank stellen nur vorläufige Ergebnisse der Provenienzforschung dar.“ Gegenstände, denen aufgrund der Veröffentlichung in der Kunstdatenbank Unbedenklichkeit bezüglich ihrer Herkunft beschieden werden könnte, würden natürlich in den Museen verbleiben.

Derzeit würden vom Beirat vorrangig jene Objekte behandelt, zu denen es Hinweise auf Erben gebe. Die Datenbank beinhalte jedoch vor allem Angaben zu Objekten, deren Voreigentümer unbekannt seien. Kurz: So schnell werden die tausenden Fälle nicht „abgearbeitet“ sein.

Zur Versteigerung werden, wenn es dann einmal so weit ist, jedenfalls nur jene Objekte kommen, die gesichert als „erblos“ eingestuft werden können. Aus den Fehlern der Mauerbach-Auktion wollen alle mit dem Thema Restitution befassten Experten und Institutionen gelernt haben. Der „Mauerbach-Schatz“ wurde der Israelitischen Kultusgemeinde in den neunziger Jahren von der Republik zur Auktion überlassen, ohne allerdings Unterlagen zur Provenienz „mitzuliefern“, sodass schlussendlich auch Objekte versteigert wurden, bei denen sich danach herausstellte, dass es durchaus Erben gegeben hätte.

Mögliche Erben ausfindig zu machen ist für Provenienzforscher jedes Mal ein besonderes Vergnügen. Auch dem Nationalfonds ist es bereits mehrfach gelungen, Rechtsnachfolger zu eruieren. Als Beispiele nennt Lessing hier Anspruchsberechtigte auf das Porträt des Schauspielers Max Pallenberg von Malva Schalek bzw. die Erben nach der Sammlung Weinstein. „Weiters konnten wir in Zusammenarbeit mit der Kommission für Provenienzforschung die Erbin zu Egger-Lienz ‚Totentanz III‘ in Kalifornien ausfindig machen“, so Lessing. Aufgrund von Hinweisen

habe man auch eine US-amerikanische Erbengruppe zur Sammlung der Schwestern Elise und Helene Richter ausfindig machen können – noch sei allerdings nicht geklärt, ob diese die einzigen Erben seien. Ob der Nationalfonds hier im Erfolgsfall so etwas wie eine Bearbeitungsgebühr einfordere, wollte NU von Hannah Lessing wissen. „Wir arbeiten selbstverständlich unentgeltlich“, so die klare Antwort.

Für den Fonds sei jeder durch die nun eingerichtete Datenbank ermöglichte Informationsfluss „mit dem ein Stück Provenienzgeschichte erhellt werden kann, ein Erfolg“, betont Lessing. Gearbeitet wird an der elektronischen Erfassung der Objekte seit etwa eineinhalb Jahren, „ab Sommer 2005 wurde dann in Gesprächen mit den Museen, Provenienzforschungseinrichtungen und der IKG klar, dass die Datenbank nicht nur Objekte enthalten soll, bei denen Erben gesucht werden, sondern auch solche, bei denen weitere Hinweise zur Bedenklichkeit bzw. Unbedenklichkeit für die betreffenden Museen hilfreich wären“.

WEB-TIPPS:
www.kunstrestitution.at
www.nationalfonds.org

„Der Westen ist da naiv“

Die austro-amerikanische Psychoanalytiker Otto F. Kernberg über die Psychologie des Selbstmordattentäters, die Ursachen für die Aggression im Nahen Osten und sein kompliziertes Verhältnis zum Judentum.

VON MARTIN ENGELBERG

FOTOS VON PETER RIGAUD

NU: Was geht in einem Selbstmordattentäter aus psychoanalytischer Sicht vor?

Kernberg: Die Terroristen bilden eine soziale Untergruppe, sie sind besonders motiviert und ihre Ideologie wird zum Sinn ihres Lebens. Sie leben völlig abgeschlossen, außerhalb des Gesetzes, unterliegen einer strengen Disziplin innerhalb der Gruppe, mit totaler Unterwerfung, scharfer gegenseitiger Kontrolle und sind extrem paranoid. Allenfalls zeigen sie eine oberflächliche Anpassung, die aber nur der Erreichung des Zieles gilt und dieses bleibt die absolute Zerstörung des Feindes. Dabei ist es egal, wen sie töten – Frauen, Kinder, Zivilisten – alle sind Teil des Feindes. Das Opfer ist also völlig dehumanisiert, es gibt kein Mitleid.

NU: Woher kommt diese gewaltige Aggression?

Kernberg: Es ist wohl eine Mischung. Die Fähigkeit zur aggressiven Regression, zur Entmenschlichung

ist an und für sich ein normaler, gewöhnlicher Teil der Menschheit. Das steckt im Menschen. Dafür, dass es dann zu einer solchen Pathologisierung kommt, gibt es mehrere Ursachen: Teilweise ist es angeboren, das Ergebnis von Kindheitserfahrungen, der Einfluss ideologischer Bewegungen in der Adoleszenz und insgesamt traumatisierender sozialer Umstände, bestimmte Gruppenprozesse, der Einfluss extremistischer Ideologien und Anführerschaften, historische Traumata ganzer Gesellschaften, aktuelle soziale Konflikte usw.

NU: Dennoch bleibt ein solches Verhalten für einen „normalen“ Menschen unbegreifbar. Welche Antwort haben Sie als Psychiater und Psychoanalytiker?

Kernberg: Normalerweise gibt es eine persönliche Identität, die auch eine Gruppenidentität enthält. Die persönliche Identität wird durch die Gruppenidentität unterstützt, die normalerweise ziemlich lose ist und nur aktiviert wird, wenn wir uns in

eine unterschiedliche Kultur begeben. Normalerweise spielt es keine große Rolle Österreicher zu sein. In dem Moment, da jemand in Frankreich ist, wird die Tatsache, Österreicher zu sein, ein wichtiger Aspekt, denn



NU-Autor Martin Engelberg (r.) mit Gesprächspartner Otto Kernberg

dann hilft die Gruppenidentität die individuelle Identität zu stärken. Bei den Selbstmordattentätern ist diese innere persönliche Identität schwer gestört und die äußere Identität ersetzt sie. Die Gruppenidentität wird fundamental und muss so verteidigt werden wie die persönliche Identität des Individuums und wenn diese angegriffen wird, wie z.B. in einem Krieg, dann sind die Menschen auch bereit, für diese Gruppenidentität zu sterben.

Darüber hinaus sehen die Attentäter, wie die vorgehenden Selbstmordattentäter geehrt werden, wie überall ihre Bilder, Videotapes gezeigt werden, sehen sie, wie die Familien reichlich belohnt werden.

Wenn alle diese Faktoren zusammenkommen, ist es unter Umständen gar nicht schwer, tausende von selbstmörderischen Mördern zu finden, deren Gewissen religiös bereits auf den Mord vom Feind eingestellt sind, die Gewissheit haben, so den Tod zu vermeiden und belohnt zu werden.

NU: Was ist Ihre Erklärung für den gewaltigen Hass und den Antisemitismus, der in der arabischen Welt herrscht?

Kernberg: Das stammt sicher einerseits von dem israelisch-palästinensischen Konflikt, bei dem sich alle Araber mit den Palästinensern identifizieren. Das wird aber zu großen Teilen von den arabischen Regierungen gefördert, die damit von ihren lokalen Problemen ablenken wollen.

In der arabischen Welt wird dauernd Hass getrommelt, primitivster Antisemitismus ist an der Tagesordnung. Der Westen ist da naiv und glaubt, es ist ein Kampf zwischen zwei Ländern. Dabei ist das ein rassistischer Ansatz, der nicht nur im Iran und Syrien herrscht, sondern auch z.B. in Ägypten. Die ägyptische Regierung hat Frieden mit Israel, ist im Allgemeinen sehr kontrollierend und diktatorisch, macht aber überhaupt nichts, um solche primitive Entwicklungen zu stoppen. Die Protokolle der Weisen von Zion werden da frei verkauft.

Und da ist noch der Einfluss des alten europäischen Antisemitismus, der von den arabischen Staaten über-

nommen wurde. Der Antisemitismus der in den 20er Jahren gegründeten Muslimbruderschaft hatte ja die gleichen Wurzeln wie der Nationalsozialismus.

NU: Was sollte der Westen gegen den islamischen Fundamentalismus unternehmen?

Kernberg: Zuerst einmal muss die Problematik des Verhältnisses zwischen den Vereinigten Staaten und Europa verbessert werden. Europa hat eine ambivalente Einstellung zu

»Österreich hat einen hohen Grad an Antisemitismus.«

den Vereinigten Staaten. Sie sehen die Vereinigten Staaten als kriegerischen Cowboy, besonders unter der Regierung von Bush. Auch gibt es einen starken Antiamerikanismus in der europäischen Linken. Ich glaube, dass da die Position von Europa einerseits ideologisch von einem Pazifismus bestimmt ist, der von der traumatischen Situation des Zweiten Weltkriegs herrührt, und dass besonders Deutschland davon betroffen ist. Andererseits Europa mit der Illusion lebt, dass rationale, politische, diplomatische Verständigung zwischen den Staaten alle Probleme lösen kann. Europa hat in dieser Hinsicht die Lektion des Zweiten Weltkriegs nicht gelernt oder vergessen. Dass es Staaten gibt mit denen man kein Zusammensein leben kann, dass es Gangsterstaaten



Engelberg: „Ihre Familie flüchtete 1939 im letzten Moment vor den Nazis...“

gibt, die gefährlich sind. Was sind die direkten Maßnahmen? Die ökonomische Unterstützung der Terroristen muss unterbunden werden. Das heißt Druck und Kontrolle auf den Iran, auf Saudi-Arabien, das sind die zwei Wichtigsten. Zweitens: Es muss der Versuch unternommen werden, mit den moderaten arabischen Staaten, die gegen den Fundamentalismus sind, wie z.B. Indonesien, die Türkei, Ägypten, Sri Lanka, einen Kontakt herzustellen oder zu bewahren. Es ist klar, dass das kein Kampf gegen den Islam ist oder gegen die muslimische Welt, sondern gegen den Terrorismus. Drittens: Die terroristischen Gruppen müssen infiltriert werden und viertens müssen sie militärisch bekämpft werden.

NU: Sehen Sie einen Unterschied im Ausmaß, aber auch der Art des Antisemitismus in den USA und Europa?

Kernberg: Er wird in Europa mehr toleriert als in den Vereinigten Staaten und er ist wahrscheinlich in einigen europäischen Ländern stärker als in den Vereinigten Staaten. Besonders Österreich hat einen hohen Grad an Antisemitismus. Traditionell war das so. Die europäische Presse, soweit ich diese lese, die deutsche, englische, französische und spanische Presse, ist im Allgemeinen anti-israelisch eingestellt, besonders die linke Presse. Es ist interessant, dass die Linke nach dem 6-Tage Krieg, sofort von der Sympathie für Israel zur Sympathie mit den Palästinensern wechselte. Ich glaube, dahinter steckt ein latenter



Kernberg: „... Wir verloren aber alles. Das Visum für Chile kostete meine Eltern den letzten Cent, all unser Hab und Gut, das wir über Hamburg nach Chile schicken wollten, wurde beschlagnahmt und ging verloren.“

Antisemitismus, der früher vollkommen unterdrückt wurde und jetzt eine rationale Öffnung fand.

NU: Sie sind 1928 in Wien geboren. Ihre Familie flüchtete 1939 im letzten Moment vor den Nazis über Italien nach Chile. Was sind Ihre Erinnerungen, was sind Ihre Gefühle zu dieser Zeit?

»In der arabischen Welt wird dauernd Hass getrommelt, primitivster Antisemitismus ist an der Tagesordnung. Der Westen ist da naiv und glaubt, es ist ein Kampf zwischen zwei Ländern.«

Kernberg: Ich war da als 10-Jähriger ein Jahr lang dem Nazisystem ausgesetzt. Mein Vater konnte sich Gott sei Dank verstecken, er wurde gewarnt vor der Kristallnacht, er war Beamter. Unsere Wohnung wurde nicht zerstört. Die meisten jüdischen Wohnungen in dem Haus, in dem

wir wohnten, wurden zerstört. Das war Glück im Unglück. Wir verloren aber alles. Das Visum für Chile kostete meine Eltern den letzten Cent, all unser Hab und Gut, das wir über Hamburg nach Chile schicken wollten, wurde beschlagnahmt und ging verloren.

NU: Wie war dieses Jahr in Wien?

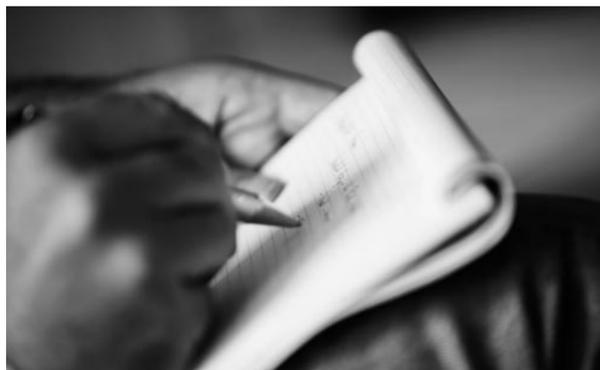
Kernberg: Es war sehr, sehr unangenehm. Wir wurden aus der Schule rausgeschmissen, wir kamen alle in eine Schule in der Stumpergasse im 6. Bezirk. An dem Tag, nachdem der Anschluss stattfand, kam der Lehrer mit dem großen Abzeichen der illegalen Nazis in die Klasse. Überall in den Parks war Juden und Hunden der Zutritt verboten, Kaffeehäuser, Kinos – überall stand „Juden und Hunden ist der Zutritt verboten“. Einmal ging ich mit meiner Mutter auf der Mariahilfer Straße spazieren und da wurde sie von einem SA-Mann gestoppt und gezwungen, das Trottoir zu waschen. Sofort bildete sich eine Gruppe von Menschen mit höhnischem Spott um uns. Das war besonders beeindruckend für mich, dass gewöhnliche Menschen,

die auf der Straße gehen, durch so etwas sofort stimuliert werden, da mitzumachen. Es gab niemanden, der protestierte.

Es war die Stimmung maßloser Begeisterung, überall Hakenkreuzfahnen, ich sah Hitler, wie er vom Westbahnhof über die Mariahilfer Straße auf dem Weg zur Hofburg war,

ZUR PERSON

Otto F. Kernberg, geb. 1928 in Wien, ist Psychiater und Psychoanalytiker, Professor für Psychiatrie am Medical College der Cornell University, Direktor des Personality Disorders Institute am New Yorker Presbyterian Hospital und gilt als kompetentester Spezialist für schwere Persönlichkeitsstörungen. Von 1998 bis 2001 war Kernberg Präsident der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen befinden sich bahnbrechende Arbeiten zur Objektbeziehungstheorie, zum Borderline-Syndrom und zum Narzissmus, die ihm weltweite Anerkennung verschafft haben.



„Ich bin sehr mit Judentum und jüdischen Werten identifiziert. Ich bin nicht religiös. In meiner Adoleszenz entwickelte ich einen Widerstand dagegen.“

wo er dann seine Rede hielt. Ich habe nie so eine Begeisterung gesehen, wie ich sie damals sah. Ganz Wien war dort.

NU: Dann kam die Emigration.

Kernberg: Als wir dann weggingen, war da zuerst die Erleichterung, als wir die Grenze nach Italien passierten. Und dann, als wir in Chile ankamen war da eine große und chronische Sehnsucht und Trauer nach Wien. Ich wurde Mitglied einer Organisation namens „Freies Österreich“, ging dort mit der österreichischen Fahne auf Paraden, im Alter von 12 Jahren, und vermisste die deutsche Sprache, deutsche Bücher. Es gab eine jüdische Emigrantengruppe, die sehr eng zusammenlebte. Das war

»Deutsch war die Sprache des Essens, der intimen Beziehung zu meinen Eltern, Spanisch die Sprache der Sexualität und Liebe, Englisch die der wissenschaftlichen Beziehung.«

wichtig und sehr schön und ich hatte eine sehr schöne Zeit in Chile. Ich liebte das Land von allem Anfang an.

NU: Sie waren die ersten zehn Lebensjahre in Wien, sprachen deutsch, absolvierten dann das Gymnasium, das Medizinstudium und auch die Ausbildung zum Psychiater in Chile, in Spanisch, und gingen dann in die USA und arbeiten dort seither in Englisch. In welcher Sprache denken Sie, arbeiten Sie, lesen Sie, träumen Sie?

Kernberg: Ich denke in der Sprache, in der ich spreche. Das heißt, ich bin in dieser Beziehung polyglott. Deutsch, Spanisch und Englisch spreche ich ungefähr gleich. Zuerst war das noch sehr differenziert. Deutsch war die Sprache des Essens, der intimen Beziehung zu meinen Eltern, Spanisch war die Sprache der Sexualität und der Liebe, Englisch war die der wissenschaftlichen Beziehung. Mit meiner Frau, die aus Chile war und mit der ich Spanisch sprach, entdeckte ich, als wir bereits in den USA waren, dass wir immer, wenn unsere Beziehung gut war, Spanisch miteinander sprachen und wenn wir Spannungen hatten, da sprachen wir Englisch, da wurde es scharf und englisch.

NU: Ihr Deutsch ist ganz hervorragend.

Kernberg: Sprechen geht schon, aber Schreiben nicht. Wissenschaftliches lese ich auf Englisch. Lesen aus Interesse – weil ich Literatur liebe, lese ich am liebsten auf Deutsch. Wenn es sich um Poesie handelt, dann lese ich das nur auf Deutsch. Da habe ich das Gefühl dafür. Ich gehöre in dieser Hinsicht ganz klar in die deutsche Kulturwelt und die fehlte mir schon von früher Adoleszenz an. In welcher Sprache ich träume? Es kommt darauf an, mit wem ich im Traum spreche. Spreche ich mit jemandem auf Spanisch, dann spreche ich Spanisch.

NU: Welche Bedeutung hat das Judentum für Sie?

Kernberg: Ich bin sehr mit Judentum und jüdischen Werten identifiziert.

Ich bin nicht religiös. In meiner Adoleszenz entwickelte ich einen Widerstand dagegen, mein Vater war sehr religiös, wir hatten einen koscheren Haushalt und ich war ein radikaler Atheist. Aber das hat sich in den letzten Jahren geändert. Ich bin kritisch der psychoanalytischen Tradition gegenüber, die sehr atheistisch ist. Ich bin sehr respektvoll Religionen gegenüber. Ich liebe die traditionellen Formen und glaube, dass ich in dem Sinn religiös bin, dass ich die fundamentale Wichtigkeit eines systematisch integrierten Wertsystems akzeptiere.“

Ich habe über diese Sachen viel mit meiner Frau diskutiert. Meine Frau hatte eine ähnliche Einstellung, aber sie glaubte konkreter an eine Gottheit. Aber sie sagte: Gott ist indifferent den Menschen gegenüber. Es ist unsere Illusion, dass, wenn Gott existiert, er sich besonders um die Menschen kümmert.

Es ist interessant, dass ich eine ähnliche Einstellung von einem orthodoxen Rabbiner, den ich sehr respektiere, gehört habe. Er meinte, es sei vollkommen nutzlos zu fragen, wie kann Gott das erlauben? Wollte das Gott? Was will er? Da sagte er: Das ist vollkommen sinnlos. Das endet nur mit der Idee eines sadistischen Gottes. Das fand ich von einem orthodoxen Rabbiner ziemlich eindrucksvoll.

NU: Welchen Einfluss hat das Jüdisch-Sein auf Ihre psychoanalytische Arbeit, auf die Psychoanalyse überhaupt? Wie jüdisch ist die Psychoanalyse?

Kernberg: Das stimmt schon, die jüdische Tradition betont spezifisch



„Was mich jüdisch macht, ist ein starkes Gefühl für eine Kultur, Geschichte, Tradition, Religion, die mich verwurzeln, einen Background geben für die Suche nach einem integrierten, moralischen System.“

dialektisches Denken und überhaupt die Idealisierung der Reflexion über das Leben, der Selbstreflexion, Reflexion über den Sinn des Lebens und die Lebensaufgaben des Menschen. Das orthodoxe Judentum hat natürlich Gebote und Verbote, 613, wenn ich nicht irre – aber über das hinaus ist da das Insistieren auf das persönliche Denken, das persönliche Entscheiden. Es geht nicht so sehr um das Folgen, sondern das persönliche Entscheiden und diese Art von Idealisierung des Intellekts und des Reflektierens, das hat schon etwas an sich, aber ob das Freud beeinflusst hat, das weiß ich nicht. Ich fühle mich immer ein bisschen unbehaglich, wenn ich all die vielen Studien über Freud lese und sehe, was man da alles mit seiner Persönlichkeit macht. Für mich ist Psychoanalyse eine Wissenschaft und ich möchte die Psychoanalyse schließlich auch unabhängig von ihrem Gründer sehen. Die totale Abhängigkeit vom Gründer klingt sehr nach einer Religion.

NU: Freud sinnierte im Vorwort seines Werkes „Totem und Tabu“, was an ihm, der das Judentum ja überhaupt nicht praktizierte, jüdisch wäre, und da schrieb er: „Noch sehr viel, wahrscheinlich die Hauptsache.“ Aber dieses Wesentliche könnte er gegenwärtig nicht in klare Worte fassen. Es wird sicherlich später einmal wissenschaftlicher Einsicht zugänglich sein. Was denken Sie dazu? Gibt es dafür heute schon mehr wissenschaftliche Einsicht?

Kernberg: Eine etwas ausweichende Antwort von Freud. Was mich

jüdisch macht, ist ein starkes Gefühl für eine Kultur, Geschichte, Tradition, Religion, die mich verwurzeln, einen Background geben für die Suche nach einem integrierten moralischen System, Wertsystem, der das Leben sinnvoll und wichtig macht und ich glaube, dass Religion als integriertes Wertsystem so eine allgemeine Funktion haben kann.

Eine persönliche Bemerkung: Nach dem Tod meiner Frau, sie starb vor weniger als sechs Monaten, war für mich Religion – Aspekte der Religion – helfend, unterstützend. Es warf Fragen auf, die ich nicht beantworten konnte und ich hatte lange Unterhaltungen mit Martin Bergmann, er ist 93 Jahre alt und hat einen vollkommen klaren und scharfen Verstand.

Er sagte mir, er war etwas überrascht

über mich, er fände Antworten viel eher in der Psychoanalyse und er sagte, die Fragen endeten bei mir, in meinem Inneren, bei meinem psychoanalytischen Verstehen, den psychoanalytischen Erkenntnissen, diese sollten mir helfen, in meinem Inneren das zu lösen, was die Problematik des Todes z.B. aufbringen könnte. Da ist ein klarer Unterschied zwischen seiner Einstellung und der meinen, in der er – ich würde mich fast trauen zu sagen – eine fast religiöse Einstellung zur Psychoanalyse hat und ich meine religiöse Einstellung von der Psychoanalyse trenne. Natürlich können mich jetzt die klassischen Analytiker angreifen und sagen, dass ich nicht genügend analysiert wurde.

„Nach dem Tod meiner Frau war für mich Religion helfend.“



Stammzellenforschung aus der Sicht des Judentums

Während Österreich unter Berufung auf Christentum und Moral Stammzellenforschung sehr restriktiv handhabt, sind israelische Wissenschaftler dank jüdischer Medizinethik weit voraus. Ein Institut in Haifa liefert Stammzellenlinien in alle Welt.

VON KATJA SINDEMANN

Ein Rabbi auf die Frage, wann Leben beginnt: „S' Lebe beginnt, wenn die Kinder aus dem Haus und der Hund tot.“

Von Zeit zu Zeit ist Stammzellenforschung ein heißes Thema in den Medien. Angstbilder von gefährlichem Genmais und Frankensteinmonstern wabern durch die Köpfe. Gleichzeitig wird Patienten Hoffnung auf zukünftige Therapiemöglichkeiten gemacht. Stammzellenforschung geschieht zu dem Zweck, in Zukunft Krankheiten wie Parkinson oder Multiple Sklerose heilen zu können, indem Patienten spezialisierte Zellen (Blut-, Nervenzellen etc.) übertragen werden, die krankes Gewebe ersetzen sollen (siehe INFO-BOX). Diese spezialisierten Zellen werden aus Stammzellen gezüchtet. Allerdings wird die Gewinnung von Stammzellen in vielen Ländern aus religiösen und ethischen Gründen sehr restriktiv gehandhabt. Stammzellen werden hauptsächlich aus überzähligen Embryonen gewonnen, die bei künstlicher Befruchtung überbleiben, oder aus dem Gewebe abgetriebener Föten.

Verboten oder erlaubt?

In Österreich ist die Gewinnung von embryonalen Stammzellen aus überzähligen Embryonen verboten – im Unterschied zu vielen EU-Ländern, wo es erlaubt ist. Auch in Israel ist es erlaubt, unter Berufung auf die jüdische Medizinethik.

Dem ist voranzustellen, dass das Judentum neuen medizinischen Entwicklungen positiv gegenübersteht, wenn die potenziellen Nutzen die Bedenken überwiegen. Die Schlüsselfrage ist, ab wann der Embryo beseelt ist und welchen Status ein Fötus hat. Der Talmud und die Halacha antworten darauf, dass der Embryo zwar ab dem Zeitpunkt der Befruchtung als „potenzielle Person“ gilt, dass er jedoch bis zum vierzigsten Tag einen geringeren halachischen Status besitzt. Daher kann er in diesem Zeitraum abgetrieben werden, wenn Gefahr für das Leben der Mutter besteht.

Konkret geht es bei der Stammzellengewinnung um Embryonen, die bei einer künstlichen Befruchtung (IVF-Behandlung) gewonnen werden. Um die Erfolgchancen zu erhöhen,

werden Frauen hormonell stimuliert, sodass mehrere Eizellen heranreifen, die mit dem Samen des Mannes im Reagenzglas befruchtet werden. In Österreich werden den Frauen nur zwei bis drei befruchtete Eizellen in die Gebärmutter eingesetzt, um Mehrlingsschwangerschaften zu vermeiden. (In den USA werden nach wie vor vier bis fünf Eizellen eingesetzt, weshalb Mehrlingsschwangerschaften stark zugenommen haben, mit allen Konsequenzen für die Eltern.)

Was soll nun mit den übrigen befruchteten Eizellen geschehen? Immerhin weltweit hunderttausende. In Österreich werden die überzähligen Präembryonen vernichtet. Etliche werden auf Wunsch und Kosten der Eltern eingefroren, um späteren Befruchtungsversuchen zu dienen. Im Judentum ist es möglich, an diesen Präembryonen zu forschen. Laut Urteil des ehemaligen sefardischen Oberrabbiners Israels Mordechai Elijah oder des aschkenasischen Oberrabbiners von Tel Aviv Chaim David Halevi besitzt der Präembryo einen Sonderstatus, da er außerhalb des Mutterleibs nicht lebensfähig ist. Theoretisch müsste er zerstört werden.

Das „Bioethics Advisory Committee“ der „Israel Academy of Science and Humanities“ ist im August 2005 zu dem Schluss gekommen, dass es besser ist, an dem Präembryo zu forschen und damit potenziell lebensrettenden Nutzen zu gewinnen, als ihn zu zerstören.

Therapeutisches Klonen

Auch das Forschen an erwachsenen Stammzellen, an vorhandenen Zelllinien oder an Stammzellen, die aus abgetriebenen Föten gewonnen werden, ist im Judentum erlaubt. Das Bioethik-Komitee zieht auch die Möglichkeit in Betracht, Stammzellen durch therapeutisches Klonen zu gewinnen, da dabei kein Embryo im herkömmlichen Sinn entstehen würde. Therapeutisches Klonen heißt, aus der Körperzelle eines Patienten Embryonen zu klonen, aus denen embryonale Stammzellen gewonnen werden.

In Österreich ist die Frage, ob Therapeutisches Klonen verboten oder erlaubt ist, nicht eindeutig geregelt. In den meisten EU-Ländern ist es verboten. Die katholische Kirche sieht darin ein Verstoß gegen den göttlichen Willen.

Jüdische Autoritäten sehen in der Klontechnik eine Reproduktionsmöglichkeit im Fall von Unfruchtbarkeit, aber auch als Hilfe für Eltern, die Träger einer genetischen Krankheit sind. So ist bei vielen askenasischen Juden die Tay-Sachs-Krankheit verbreitet, die zum Tod des Kindes führt. Das Risiko einer Übertragung könnte vermieden werden, wenn nur ein Elternteil sein Erbgut zur Verfügung stellt. Allerdings weisen viele jüdische Gelehrte auf die Problematik hin, dass die Klontechnik noch nicht ausgereift ist. Der Oberrabbiner von Großbritannien Jonathan Sacks verurteilt Klonversuche am Menschen als gefährlich und unverantwortlich.

Stammzellenexport aus Israel

In Haifa wird im Rambam Medical Center an embryonalen Stammzellen geforscht. Ein IVF-Paar hatte dafür überzählige, 5 Tage alte Embryos gespendet. Wissenschaftler haben z.B. aus den Stammzellen Herzmuskelzellen gezüchtet und diese Schweinen

mit einem Herzschlagdefekt injiziert. Der Herzschlag normalisierte sich in 11 von 13 Fällen. Da in Deutschland die Gewinnung von embryonalen Stammzellen verboten ist, kaufen deutsche Forscher diese in Haifa ein. Das Rambam Medical Center ist eine von drei Forschungsstätten weltweit, die embryonale Stammzellen abgeben.

Dialog Gentechnik

In Österreich ist seltsamerweise die Frage, ob Forschung an embryonalen Stammzellen erlaubt ist, „nicht eindeutig geregelt“. Alle EU-Länder erlauben es, bis auf Irland. Die Plattform „dialog->gentechnik“ will hier über die heikle und komplexe Materie ausgewogen informieren. Einer der Gründer, Prof. Karl Kuchler, Biochemiker an der Medizinischen Universität Wien, weist auf die Wichtigkeit der Stammzellforschung für betroffene Patienten hin.

Er schränkt jedoch ein: „Die Hoffnungen sind derzeit noch überzogen. Es ist noch zu früh, um über Therapieerfolge zu sprechen oder gar welche zu versprechen.“ Er berichtet: „In Kalifornien hat Arnold Schwarzenegger zum Beispiel Stammzellforschung mit einem Sonderprogramm in Höhe von 3 Milliarden Dollar gefördert.“ Kuchler weiter: „In Österreich müssen überzählige befruchtete Embryonen nach einer bestimmten Zeit ‚entsorgt‘, also vernichtet werden.“ In Großbritannien haben Kliniken vor kurzem eine Aufräumaktion unter den tausenden von eingefrorenen Embryonen gemacht. Wenn die Eltern nicht antworteten oder kein Interesse mehr an ihren „Eisbärchen“ hatten, wurden die überzähligen Embryonen vernichtet. In den USA bieten christliche Institute unfruchtbaren Paaren an, solche eingefrorenen Embryonen zu adoptieren.

Der Artikel beruht auf: Yves Nordmann, Der Beginn menschlichen Lebens. Aspekte der jüdischen Medizinethik. In: Lebensanfang und Lebensende in den Weltreligionen. Beiträge zu einer interkulturellen Medizinethik, hg. Ulrich H.J. Körner, Günter Virt, Dietrich von Engelhardt, Franz Haslinger (Neukirchener Verlag, Neukirchen-Vluyn 2006), 280 S., ISBN: 3-7887-2173-1.



WISSEN: STAMMZELLEN

Stammzellen können sich endlos teilen und zu unterschiedlichen Zelltypen (Herz-, Muskel-, Leberzellen) entwickeln. Stammzellen kommen im Embryo vor sowie beim Erwachsenen zur Bildung von Gewebe. Ziel der Stammzellenforschung ist es, durch Übertragung von gezüchteten, passenden Zellen erkranktes oder abgenutztes Gewebe zu ersetzen. Erste Heilerfolge wurden bereits erzielt. Man hofft, in Zukunft Leukämie, Diabetes, Rheuma, Parkinson und Multiple Sklerose mit Stammzellentransplantation behandeln zu können. Derzeit wird erforscht, welche Faktoren Stammzellen veranlassen, sich zu einem bestimmten Zelltyp zu entwickeln. Durch Forschung an embryonalen Stammzellen erhofft man sich Erkenntnis über die Entwicklung des Embryos, um zukünftig Fehlgeburten und Entwicklungsstörungen zu verhindern.

Krieg ist kein Stegreif-Spiel

Josef Geva, als General ein langjähriger Insider und Kenner der israelischen Armee, hat viele der Kriege Israels miterlebt. Der jüngste Krieg im Libanon habe die Armee zu unvorbereitet getroffen, meint Geva und spricht von einem schlechten Zeitpunkt. Weshalb die Israelis die UNO nicht lieben und warum er persönlich sich vor Ahmadinejad nicht fürchtet.

VON DANIELLE SPERA

FOTOS VON ODED GAYA KARNI

NU: Der Libanon-Krieg hat für viel Kritik gesorgt. Dabei sind die Kriegsziele Israels nicht erreicht worden, weder wurden die entführten israelischen Soldaten befreit, noch ist die Hisbollah entwaffnet. War es das wert?

Geva: Wenn man einen Krieg gewinnen will, muss man sich vorbereiten. Da kann man nicht Stegreif spielen. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass wir uns früher auf Kriege jahrelang vorbereitet haben, denken Sie an den 6-Tage-Krieg. Da haben wir gewusst, dass der Krieg kommen wird, es gab praktisch ständige Manöver für Aktive und Reservisten. Dieses Mal haben Regierung und Militär anfänglich gar nicht begriffen, dass es ein Krieg wird. Doch die Hisbollah wurde mit ihren Angriffen immer dreister. Das hätte man sicher früher unterbinden müssen.

NU: Dieser Einsatz hatte aber einen hohen Preis.

Geva: Ein Krieg gegen eine Untergrundbewegung wie die Hisbollah

ist immer schwierig. Sie hat keine Verantwortung für ein Land oder für ein Volk, die Kämpfer wollen etwas erreichen und nehmen in Kauf, dass das Land, in dem sie agieren, zerstört wird, denken Sie an die Taliban

»Die Armee ist kein Honiglecken. Fehler gibt es in jedem Krieg.«

in Afghanistan. Außerdem wird die Hisbollah vom Iran finanziert und großzügig unterstützt. Für den Iran sind die Ausgaben für die Hisbollah eine Bagatelle, 100 Millionen Dollar sind für Teheran ein Klacks. Die Kämpfer werden im Iran gut ausgebildet, dort können sie ihre Abschüsse üben. In Israel hat man aus Spargründen in den vergangenen Jahren auf das Training der Reservisten verzichtet.

NU: Wie ist das möglich? Israel gilt doch als das Land mit einer der besten Armeen. Der Mythos der Unbesiegbarkeit ist jetzt verloren.

Geva: Wir haben uns immer eingeredet, wir seien so stark, dass man sich nicht trauen wird, uns anzugreifen. Unsere Feinde haben sich immer wieder doch getraut. Zu sagen, wir haben die beste Armee, ist nur gut für unsere Feinde, nicht für uns. Wenn man glaubt, man ist der Beste, ist es schon schlecht, da passt man dann vielleicht zu wenig auf oder übt zu wenig. Die Reservisten waren überhaupt nicht auf diesen Krieg vorbereitet. Die meisten Armeen bereiten sich auf einen Krieg mit anderen Armeen vor, nicht auf einen Guerrillakrieg. Sehen Sie doch, was der US-Armee im Irak passiert, sie waren nicht auf einen derartigen Krieg vorbereitet. Oder die russische Armee in Tschetschenien, das sind jahrelange Kämpfe gewesen, mit vielen zivilen Opfern. Wir können es uns nicht leisten, jahrelang im Libanon einen Krieg gegen Untergrundkämpfer zu führen.

NU: International hat Israel viel Kritik geerntet, wie lässt sich dieser Imageschaden wieder reparieren?

Geva: Es ist ein Imageschaden, aber das ist nicht so wichtig. Denn wir



„Wir haben uns immer eingeredet, wir seien so stark, dass man sich nicht trauen wird, uns anzugreifen.“



ZUR PERSON

Josef Geva, geboren 1924 in Wien als Josef Glasberg, flüchtete mit seiner Familie 1939 nach Israel, schloss sich 1941 der zionistischen Militärorganisation Hagana an, die später in der israelischen Armee aufging. Geva blieb auch während seiner Ingenieurausbildung und seines Studiums der Wirtschaftswissenschaften und internationalen Beziehungen im Militär, bis er schließlich General wurde. Als israelischer Militärattaché war er in Washington stationiert, er beendete seine offizielle Karriere als stv. Leiter des Einwanderungsministeriums und ist bis heute in der Privatwirtschaft tätig. Geva hat 4 Kinder und 16 Enkelkinder, sein Sohn Eli weigerte sich als Brigadekommandant im Libanon-Krieg von 1982, Beirut einzunehmen. Eli Geva wurde aus der Armee ausgeschlossen und hat mit seinem Schritt in Israel eine breite Diskussion über Befehlsverweigerung in der Armee ausgelöst.

»Jetzt möchte ich eigentlich auch gar nichts mehr von Österreich, auch meine Kinder nicht, Sie haben es alle weit gebracht, es geht ihnen gut, wir brauchen von Österreich nichts.«

sind noch nie geliebt worden. Es wird uns vorgeworfen, dass es im Libanon auch zivile Opfer, darunter auch Kinder, gegeben hat. Das hat in den Augen der Welt ein schlechtes Licht auf Israel geworfen. Aber da wird immer vergessen, dass die Hisbollah ja mit Absicht ihre Raketen in Wohnhäusern lagert. Da gibt es Lagerräume für Raketen, die direkt neben einem Kinderzimmer liegen. Den Kämpfern ist es egal, ob diese Menschen getötet werden. Die Schiiten werden in ein paar Jahren im Libanon in der Mehrheit sein.

NU: Es kam Kritik aus der Armee, man sei nicht nur schlecht vorbereitet, sondern auch schlecht ausgerüstet gewesen.

Geva: Das ist meiner Meinung nach ein Blödsinn. Sie haben sich beschwert, dass zu wenig Trinkwasser mit war. Im Libanon bekommt man in jedem Haus Trinkwasser, das ist ja kein Land der Dritten. Welt. Es ist so wie mit der Geschichte von Vater und Sohn, der Vater zeigt dem Sohn eine wunderschöne Wüstenlandschaft, während der Sohn in kurzen Hosen sich an den Kakteen die Beine verletzt. Die Armee ist kein Honiglecken. Fehler gibt es in jedem Krieg, das liegt in der Natur der Sache.

NU: Wie soll man die entführten Soldaten frei bekommen?

Geva: Wenn sie in den Händen einer Regierung, eines Staates wären, da könnte man verhandeln. Mit der Hisbollah ist es schwierig, allerdings war der Hisbollah auch der Angriff auf

Beirut egal. Im Gegenteil, der Hisbollah ist es vielleicht nur recht, wenn es weniger Sunniten oder Christen im Libanon gibt. Der Preis war und wird in jedem Fall sehr hoch sein. Es gab im 13. Jh. den berühmten Rabbiner in Deutschland, Maharam von Rothenburg, der bis zu seinem Tod sieben Jahre gefangen war. Er hat seiner Gemeinde verboten, Lösegeld zu zahlen, sonst würden viele andere auch als Geiseln genommen, so steht es auch im Talmud. Soll man trotzdem zahlen? Wäre ich der Vater des Soldaten, würde ich sagen, ja, jeden Preis.

NU: Diesmal hat Israel auch zahlreiche Soldaten verloren, die bei dem Einsatz im Libanon getötet worden sind. Am letzten Kriegstag unter anderem der Sohn des Schriftstellers David Grossman, der sich stark für eine Ende der Kämpfe ausgesprochen hatte.

Geva: Jeder Krieg fordert Opfer, jetzt kann ich fragen: War der Jom-Kippur-Krieg das wert? 3.000 Tote, 7.000 Verletzte, Mein Sohn wurde im Jom-



„Es wird uns vorgeworfen, dass es im Libanon auch zivile Opfer, darunter auch Kinder, gegeben hat. Das hat in den Augen der Welt ein schlechtes Licht auf Israel geworfen...“

Kippur-Krieg schwer verwundet, er ist seither blind und lebt bis heute mit großen Schmerzen. Kriege sind oft notwendig, damit es dann zum Friedensschluss kommt, wie eben mit Ägypten. Selbst den Habsburgern ist es nicht gelungen, nur mit ihrer Heiratspolitik durchzukommen.

NU: Einer Ihrer Söhne, Eli Geva, war Kommandant im ersten Libanon-Krieg und hat den Sturm auf Beirut verweigert. Was ist damals in Ihnen vorgegangen?

Geva: Mein Sohn wollte damals sinnloses Blutvergießen vermeiden und hat den Befehl verweigert. Es war seine Überzeugung, seine ganz persönliche Entscheidung, ich war nicht dagegen. Als sein Vater habe ich mich über jene Offiziere sehr geärgert, die gegen ihn gehetzt haben, und ihn in Schutz genommen. Es hat ja damals nicht einmal mehr ein Gespräch mit ihm gegeben, der Generalstabschef hat ihn auf der Stelle entlassen.

NU: Der israelische Angriff auf den UNO-Posten hat viele Fragen hinterlassen. Wie kann so etwas passieren? UNO-Generalsekretär Kofi Annan hat von Vorsatz gesprochen, wie sehen Sie das?

Geva: Im ersten Libanon-Krieg gab es zahlreiche israelische Verletzte durch so genanntes „friendly fire“. Wenn man mitten im Kampf steht, fehlt oft die Logik. Alles kann passieren. Vor zehn Jahren gab es schon einmal einen Angriff auf einen UNO-Posten in Kfar Kana, wo sich hunderte Flüchtlinge eingefunden hatten. Damals wurden

mehr als hundert Menschen getötet, das ist tragisch. Absicht war es sicher nicht, aber dass in Israel keine große Liebe für die UNO herrscht, ist nicht verwunderlich. Zu oft hat die UNO sich auf Seiten der Feinde Israels gestellt und sogar aktiv mitgeholfen. Andererseits verstehe ich, was passieren kann, wenn Soldaten

NU: Ist Amir Peretz ihrer Meinung nach ein guter Verteidigungsminister, er kam ja im Gegensatz zu seinen Vorgängern nicht aus der Armeehierarchie.

Geva: In Frankreich ist heute eine Frau Verteidigungsminister, kann ein Zivillist ein guter Verteidigungs-



„Ich fürchte mich nicht vor Ahmadinejad, dazu habe ich schon zu viel erlebt.“

in Regionen geschickt werden, die ihnen völlig fremd sind und weit aus ihrem Bereich. Fragen Sie mich nicht, ob meine Enkelkinder, wenn sie als Offiziere nach Darfur geschickt würden, anständig bleiben könnten, mitten im täglichen mörderischen Gemetzel, oder ob sie für Geld etwas Schlechtes tun. Ich hoffe, sie würden anständige Menschen bleiben. Aber das kann man nicht von jedem Menschen sagen. Schlechte Menschen gibt es überall, es gibt auch schlechte Juden.

minister sein? Ja und nein. Alles kann man lernen. Peretz war allerdings vor dem Libanon-Krieg erst drei Monate im Amt. Viele, die ihn heute kritisieren, waren schlechte aktive Generäle, aber sie haben auf ihre Fehler vergessen. Regierungschef Olmert hat sicher auch unterschätzt, dass es so bald zu einem Krieg kommen wird. Über den Zeitpunkt, so kurz nach der Regierungsbildung, lässt sich sicher streiten.

NU: Für den iranischen Präsidenten



„Als wir nach dem Krieg in Wien zu Besuch waren, sagte die Frau vom Delikatessengeschäft: Ihr Juden seid ja klug, ihr seid ja früher weggefahren. Mein Sohn, der hat im Krieg sterben müssen.“

Ahmadinejad war der Libanon-Krieg eine Genugtuung.

Geva: Er ist ja der Financier der Hisbollah, für ihn ist das auch kein Problem, der Iran ist ein ölreiches Land. Israel hat kein Öl, sonst hätte man uns ja auch nie erlaubt, hier einen jüdischen Staat zu errichten. Wir hatten gar nichts, kein Öl, keine Bodenschätze, ein karges Land, das wir uns fruchtbar gemacht haben. Und selbst das vergönnten sie uns nicht.

NU: Es scheint, als ob der Iran beim Bau der Atombombe nicht gestoppt werden kann. Kann/Soll Israel etwas tun?

Geva: Israel soll nichts tun. Der Iran ist ein riesiges Land, die Anlagen, in denen am Atomprogramm gebaut wird, sind über das ganze Land verstreut. Die Gefahr ist groß, allerdings müssten die Palästinenser am meisten gegen die iranische Atombombe sein, denn wenn Israel bombardiert wird, sind auch sie davon betroffen. Ägypten oder Saudi-Arabien: Auch sie müssen daran interessiert sein, dass der Iran nicht die Atombombe bekommt. Vielleicht haben wir ein Masel und es passiert ihnen beim Basteln an der Bombe ein Unfall ... Was können wir machen? Eine

Atombombe auf den Iran abwerfen? Keinesfalls. Schauen Sie, Israel ist immer bedroht, ob der Iran jetzt dazukommt oder nicht, das Leben ist gefährlich. Ich fürchte mich nicht, dazu habe ich schon zu viel erlebt.

NU: Meinen Sie Ihre Kindheit?

Geva: Mein Vater hatte einen großen Holzhandel, der von den Nazis beschlagnahmt wurde. Es ist uns aber noch gelungen, im März 1939 Österreich zu verlassen und nach Israel zu kommen. Wir hatten gerade genug Geld für eine ganz kleine Wohnung in Tel Aviv. Mein Bruder und ich haben uns gleich der Hagana angeschlossen, er wurde bei den Kämpfen 1948 schwer verwundet und ist später auch daran gestorben. Mein Vater hat sich in Israel schwer zurechtgefunden. Der Fall vom reichen Mann in Österreich war nicht leicht zu verkraften. Er hat später einen Posten als Zollbeamter bekommen. Deutschland, wo mein Vater auch Besitz hatte, hat alles zurückerstattet, Österreich gar nichts. Jetzt möchte ich eigentlich auch gar nichts mehr von Österreich, auch meine Kinder nicht. Sie haben es alle weit gebracht, es geht ihnen gut, wir brauchen von Österreich nichts. Es zeigt mir nur, dass die Menschen dort nichts gelernt haben. Wenn Sie mich

jetzt fragen, ob die Österreicher auf Israel böse sind, vielleicht, aber auch das ist mir nicht wichtig.

NU: Welche Erinnerungen haben Sie an Österreich?

Geva: Ich habe Österreich immer wieder besucht. Österreich ist ein schönes Land, nicht meines, aber es ist schön. Meine Erinnerungen sind, dass mein Bruder und ich oft auf dem Schulweg verprügelt worden sind. Wir haben diese Burschen gehasst. Am letzten Tag vor unserer Abreise haben wir uns Fahrradketten besorgt und als sie uns wieder verprügeln wollten, haben wir uns mit den Ketten zur Wehr setzen können. Das war uns eine Genugtuung. Uns Kindern war eigentlich nicht bewusst, in welcher Gefahr wir uns in Wien bewegt haben. Mit der Zeit haben wir begriffen, dass viele Menschen schlecht zu uns waren, aber dass sie so schlecht waren, das hätten wir nie geglaubt. Neben unserer Wohnung in der Mariannengasse war ein Delikatessengeschäft. Der Sohn der Besitzerin war bei der SS und ist im Krieg gefallen. Als wir nach dem Krieg einmal auf Besuch waren, sagte die Frau: Ihr Juden seid ja klug, ihr seid ja früher weggefahren, mein Sohn, der hat im Krieg sterben müssen...

Ein Dresdner Lokal nicht nur zum Essen

Bei Max schmecken Goldene Joich und Gefüllte Fisch wie daheim. „La Rue“ ist das einzige jüdische Restaurant in Dresden – und das verrückteste noch dazu.

VON KATJA SINDEMANN

Bei der Rückfahrt von unserem Sommerurlaub machten wir in Dresden, dem wieder auferstandenen Elbflorenz, Station und sind am Abend – Auswahl per Reiseführer – zielsicher in das einzige jüdische Restaurant geschneit. Todmüde nach langer Fahrt, suchten wir per Stadtplan das Lokal. Wir konnten nicht wissen, dass es ein Höhepunkt unserer Reise werden sollte. Es befand sich in der Neustadt, ein alternatives, flippiges Viertel gegenüber der Altstadt. Secondhand-Shops und Studentenkneipen zieren die Umgebung. Hier wurde Ende der 90er Jahre die BRN, die Bunte Republik Neustadt, gegründet.

Zuerst betritt man die vordere, stilvoll mit Holz und Antiquitäten möblierte Bar, dann gelangt man in das hintere Restaurant. Es ist wie ein Pariser Straßenbistro eingerichtet. Wandkästen simulieren Geschäftsauslagen, davor die Menütafel, gegenüber Tische und Stühle. Französische Schilder, Bilder und Rotweinflaschen erzählen von der Frankophilie des Inhabers. Max bedient uns persönlich, sehr höflich, sehr zuvorkommend. Gefüllte Fisch gibt es leider nur nach Voranmeldung, aber alles andere steht zu unserer Verfügung.

Als wir uns – beeindruckt von dem Angebot an jiddischer und französischer Küche – nicht entscheiden können, lädt uns Max kurzerhand in die Küche ein. Zögernd folgen

wir ihm. Nie zuvor habe ich eine Restaurantküche betreten. In schweren gusseisernen Pfannen und Töpfen schmurgeln Köstlichkeiten auf dem Gasherd vor sich hin. Max macht den genialsten Vorschlag seit langem: Er wird uns von allem ein bisschen was servieren.

Die Goldene Joich als Vorspeise ist ein Gedicht. Max schmunzelt: „Es kommen viele Juden aus New York hierher. Die sagen: ‚Hier schmeckt’s wie daheim!‘“ Überhaupt erweist sich Max als sehr gesprächig. Als er hört, dass wir aus Wien kommen, erzählt er, dass Gourmetkritiker Christoph Wagner öfters zu Gast ist. Das kann nur Gutes bedeuten.

Zwischen Vorspeise und Hauptgericht erfahren wir seine gesamte Lebensgeschichte: In Dresden geboren, zog es ihn frühzeitig zur See. Als Matrose auf Frachtschiffen schipperte er durch die Weltmeere. Er holt ein Foto hervor, das ihn mit Stirnband und Kalaschnikow im Anschlag am Strand zeigt. „Einmal war ich auf einem Schiff, das Waffen nach Vietnam geschmuggelt hat.“ Damals sei er aufgewacht: „Ich will keine Menschen töten und nichts mit Krieg zu tun haben.“ Nach Aufenthalt in Frankreich kehrte er nach Dresden zurück. „Hier kommen Juden aus der ganzen Welt her. Dort drüben sitzen Gäste aus Belgien.“ Sein Mitarbeiter zeigt uns den Rest vom Restaurant: hinten ein Raum im

Stil eines 20er-Jahre-Separees mit roten Samtvorhängen und goldenen Barockschnörkeln. Hinten hinaus im Innenhof ein Garten mit frischen Kräutern. Darüber der Vollmond. Am Tresen steht derweil ein Transvestit: blonde Haare, Minirock, schwarze Stiefel, tiefe Stimme. Max erklärt: „Er macht alternative Stadtführungen und bringt zum Abschluss seine Gäste zu mir.“

Das Essen schmeckt hervorragend. Im Hintergrund läuft leise Tango und Marlene Dietrich. Schließlich lädt uns Max ein: „Kommt doch mit vors Lokal. Ich sitze mit ein paar Freunden zusammen.“

Die Sommernacht ist lau, schnell sind wir per Du mit den jungen Sachsen. Max serviert Cidre und Espresso, man plaudert über Politik, Jobs und Medien. Max: „Bei uns in Dresden gibt es rund 400 Juden. Die sind untereinander zerstritten. Wie überall auf der Welt.“ In seinem Lokal finden regelmäßig Vorträge zu Aspekten des Judentums statt, gehalten von einem evangelischen Religionslehrer. Dieser ist zugleich Vorstand der Deutsch-Israelischen Gesellschaft e.V., Arbeitsgemeinschaft Dresden.

Als wir endlich gehen müssen, haben wir nicht nur gut gegessen, sondern auch neue Freunde gefunden.

„La Rue“
Görlitzerstr. 11
D-01097 Dresden
Tel.+Fax: 0049/(0)351/801 29 77

CUANDO EL REY NIMROD AL CAMPO SALIA
MIRABA EN CIELO Y EN LA ESTRELLERIA
VIDO UNA LUZ SANTA EN LA JUDERIA
QUE AVIA DE NACER ABRAM AVINU
ABRAM AVINU, PADRE QUERIDO, PADRE BENDICHO
LUZ DE ISRAEL



„Ich werde oft für eine Jüdin gehalten, ich bin es nicht und fühle mich ihnen doch sehr nahe.“

„Meine Reisen nach Sefarad führen mich zu mir“

Sie geht durch ihre Wohnung im Wiener Servitenviertel, ihr leichtfüßiger Sopran schwingt wie früher durch die Räume. Es ist fast zwanzig Jahre her, seit ich zuletzt hier war, Gesangstunden nehmen. Die Escibano hat sich kaum verändert. Und die Wohnung auch nicht. Gemütliches Kreativchaos, überall Noten, Texte, Bücher, CDs. Sie springt auf einen Sessel, um von einem Kasten ein Plakat ihrer „Sefardischen Lieder“ herunterzuholen, zieht es unter Schachteln mit weiteren Musikalien hervor. „Marie-Thérèse“, sage ich, „im Internet habe ich heute einen Hinweis gefunden, Jahrgang 1926... lächerlich. Das muss ein Irrtum sein.“

HELENE MAIMANN ÜBER MARIE-THÉRÈSE ESCRIBANO

FOTOS VON PETER RIGAUD

*Als König Nimrod auf das Feld ging
Schaute er auf zum Himmel und zum Sternenzelt
Und er sah ein heiliges Licht über der Judenheit
Das die Geburt unseres Vaters Abraham ankündigte
Abraham, lieber, heiliger Vater
Licht Israel*

Marie-Thérèse hält mir das Plakat hin, wedelt ungeduldig mit der freien Hand: „Kein Irrtum. Schau mich nicht so ungläubig an. Es geht mir auf die Nerven, wenn man mich mit dem „noch“ konfrontiert. Das macht uns Frauen schwächer, dieses „noch“. Welchen Mann würde man so was fragen? Was, die lebt immer noch? Singt immer noch? Macht immer noch neue Programme?“ Ihre Augen funkeln. „Achtzig. Was ist das schon? Eine Zahl. Ich fühle mich nicht alt. Ich habe immer noch Lampenfieber, vor jedem Auftritt. Klar, die Natur ist nicht besonders barmherzig, der Körper gibt nach, ich werde schneller müde als früher. Aber ich habe viel zu tun. Was Neues machen, was Neues lernen. Der Sinn des Lebens ist Lernen.“

Sie ist eine Neuerin. Sie hat in ihrer Karriere viele und in der Kombination sehr ungewöhnliche Felder besetzt. Sie hat Oper gesungen, zeitgenössische Musik, alte Volkslieder und nicht ganz so alte Schlager, Kabarett. Ein erfülltes Sänginnenleben, noch lange nicht zu Ende.

In Paris geboren und dort die ersten sechs Jahre aufgewachsen, dann mit den Eltern nach Madrid gezogen, belgische Mutter, spanischer Vater. Das war für ein Kind, das Mitte der zwanziger Jahre zur Welt kam, bereits ein Fenster zur Welt und nach dem Zweiten Weltkrieg auch die Möglichkeit, dem faschistischen Regime des Diktators Francisco Franco den Rücken zu kehren. „Da meine Mutter Belgierin war, konnte ich nach Brüssel gehen, Musik studieren, es war eine Erlösung. 1955 kam ich nach Wien, ohne einen Groschen Geld. Das machte aber nichts. Für mich war Wien eine wunderbare, aufregende Stadt, die Musikhauptstadt Europas, und das Wichtigste war die Musik. Ich habe Operngesang studiert und kurz darauf die Moderne entdeckt. Und ich habe die Juden entdeckt.“

Ir mi quiero, la mi madre, por esos mundos me iré / Y en medio de aquellos campos / Una choza me fraguaré / Todo hombre pasajero aliento lo entraré / Que él me cuente sus ansias, yo las mias le contraré

Ich will weg, Mutter, in die Welt, ja, ich werde gehen / Inmitten der Felder werde ich mir eine Hütte bauen / Jeden Mann, der vorbeigeht, werde ich einladen herein zu kommen / Er soll mir seine Sehnsüchte erzählen, ich ihm meine ...

„Ich werde oft für eine Jüdin gehalten, ich bin es nicht und fühle mich ihnen doch sehr nahe. Mein Weg hat mich



Marie-Thérèse Escribano zeigt Helene Maimann ihre Bücher über Aufstieg und Untergang der Sefarden

zwangsläufig zu den Sefarden geführt, könnte man sagen, auch wenn es eine Weile gedauert hat. Zuerst habe ich die Ostjuden entdeckt. Kaum war ich in Wien, habe ich meinen Mann kennen gelernt, den Bildhauer Erwin Thorn, und zwanzig Jahre lang mit ihm gelebt. Er ist ein Aschkenas, in Palästina aufgewachsen, und von ihm habe ich natürlich viel über die Ostjuden gehört. Über die Westjuden wusste ich wenig, vor allem nichts über ihre Musik. Die spanische Kirche hat jede Erinnerung an die Sefarden so gut es ging unterdrückt. Sie wurde traditionell katholisch erzogen, das war selbstverständlich, unausweichlich. „Aber mein Vater“, sagt die Escribano, „war nur der Form halber katholisch. Als junges Mädchen, da war er schon tot, ist mir aufgegangen, dass er jüdische Wurzeln gehabt haben könnte. Er stammte aus Córdoba, aus Andalusien, dem Zentrum der Judenspanier. Und dann der Name: Escribano, der Schreiber. Schreiber waren meist Juden. Er kommt wahrscheinlich aus einer Marranenfamilie.“

Sie zeigt mir ihre Bücher über den Aufstieg und Untergang der Sefarden. Sefarad, hebräisch für das westliche Land am Mittelmeer, erlebte wie Nordafrika vom 9. bis zum 11. Jahrhundert unter den Arabern und den moslemischen Mauren das Goldene Zeitalter der jüdisch-arabischen Kultur. Die Sefardim waren die Alteingesessenen in Spanien, die ersten sollen schon nach der Zerstörung des Ersten Tempels hierher gekommen sein und bildeten die größte Juderia in Europa. Dann gerieten sie in die tödliche Auseinandersetzung zwischen Islam und Christentum. Vertrieben von ihren einflussreichen Positionen an den maurischen Höfen in Sevilla und Granada, stellten sie sich als loyale Organisatoren der Reconquista, der Wiedereroberung Spaniens von den Mauren, in den Dienst der Katholischen Könige, vierhundert Jahre

lang: als Hofbürokratie, als Financiers, als Diplomaten, Steuereintreiber, Verwalter, Intellektuelle, als städtisches Patriziat, als exzellente Handwerker. Sie waren der Kitt im Spanien der drei Religionen, der drei Ringe gewesen. Sie hielten sich für unersetzlich, aber, wie sich am Ende der Reconquista herausstellte, es half ihnen nichts.

Unter den Sefarden waren große Herren, reich, hoch gebildet, elitär, aristokratisch, und sie haben sich diese Haltung, stolze spanische Juden zu sein, bewahrt, als sie schon längst in alle Winde zerstreut waren. Das Ende kam 1492. Im „Jahr der Wunder“ entdeckt Christoph Kolumbus Amerika; schreibt Antonio de Nebrija die erste Grammatik einer lebenden europäischen Sprache, nämlich der kastilischen, jener Sprache, die bis heute als „spaneol“ von den Sefarden gesprochen wird; fällt Granada an die Katholischen Könige, die damit die Reconquista abschließen; und beginnt die Massenvertreibung der Juden. 1492, annus mirabilis. Für die Juden (und die Mauren) annus horribilis. Wer kann und die Gefahren auf sich nimmt, flüchtet, in die Niederlande, in die Türkei, an die Adria, nach Nordafrika, nach Indien. Der Ablauf dieser Vertreibung ist vom Verwaltungsapparat der Katholischen Könige bis ins kleinste Detail geplant. Vier Monate haben die Sefardim Zeit, an die zweihunderttausend verlassen Spanien. Ihr Hab und Gut müssen sie zu Schleuderpreisen verkaufen, alles Gold und Silber zurücklassen und eine hohe Fluchtsteuer zahlen. Mit sich nehmen sie etwas Handgepäck, ihre Netzwerke, ihre Erinnerungen, ihre Sprache und ihre Lieder.

Arvoles lloran por luvia / Y montañas por aire / Ansi lloran mis ojos / Por ti querido amante / Lloro y digo qué va a ser de mí / En tierras ajenas me voy morir.

So wie die Bäume um Regen weinen / Und die Berge nach Wind / So weinen meine Augen um dich, Liebster / Ich denke nach, was wird aus mir / Ich werde in fremden Ländern sterben.

Die Kirche predigte seit dem 12. Jahrhundert gegen die jüdische Gefahr. Spanien, das christliche, reine Spanien gehe unter, wenn es sich nicht von den Juden und Mauren säubere. Seit 1391, dem Jahr der ersten Pogrome, steigt die Zahl der Conversos, der Bekehrten, stetig an. Zumeist sind es Zwangsgetaufte. Manche werden diensteifrige Renegaten und machen brillante Karrieren. Manche werden religiöse Fanatiker, glühende Propagandisten ihrer neuen Konfession. Andere, viele, auch berühmte einflussreiche Familien, halten im Geheimen am Judentum fest. Mitte des 15. Jahrhunderts waren die Neuchristen den Juden an Zahl bereits überlegen. Diesen Conversos oder Marranos galt das volle Misstrauen der Kirche. Vielleicht stammt das Wort aus dem altkastilischen „marrano“, Schwein, vielleicht vom arabischen „mahran“, verboten. Marranos, die Verfluchten, die Verdammten, die Schweine, das waren die getauften Juden und ihre Kinder und Kindeskinde, äußerlich Christen, im Herzen Juden.

Dió de los cielos, Patrón de l muno y de las alturas / Hazeme conocer muy muy presto la mi ventura / En abaxando de la escalera, vídi una sangre correr / Es la sangre de mi morena, que es más dulce que la miel ...

Gott im Himmel, Herr der Welt und des Himmels / Lass mich schnell mein Schicksal erkennen / Ich ging die Treppe hinunter und sah Blut fließen / Es ist das Blut meiner Geliebten, süßer als Honig ...

1480 wird das erste Inquisitionsgericht eingerichtet. Es ist die Stunde der Denunzianten, des Gesinnungsterrors, der Gehirnwäsche, der Schauprozesse, der Enteignungen, der Veruntreuungen, der verzweifelten Versuche, sich freizukaufen. Christlichen Familien werden umständliche Untersuchungen auferlegt, ob sie frei seien vom schändlichen jüdischen Blut. Das geht nicht ohne Widerstand vor sich, unter den Verteidigern der Juden sind Bischöfe, Teile des Hochadels, Mitglieder der städtischen Oligarchien, ganze Stadtregierungen. Die Inquisition setzt sich durch. Die Conversos, die unter Verdacht fallen und nach peinlicher Befragung gestehen oder nicht gestehen, dass sie heimlich Juden geblieben sind, werden in feierlichen Autodafés dem Scheiterhaufen übergeben, halbtot nach quälender Folter. Sie sind eine Pest, auszulöschen, auszurotten.

Terror in Spanien, Terror in Portugal. Er brannte sich in das Gedächtnis der Juden ein, und erst die Vertreibung und die Shoah durch die Nationalsozialisten fast fünfhundert Jahre später stellte ihn in den Schatten. Der Wahn vom reinen Blut und die Mechanismen der Verhetzung, Enteignung, Deportation und Vernichtung sind ein finstres Déjà-vu der Tragödie, die sich auf der Iberischen Halbinsel abgespielt hatte.

Marie-Thérèse kocht Tee, während ich in ihren Büchern und Noten blättere. „Als ich Genaueres erfuhr über die Verfolgung der Juden und Marranen, war das ein Schock. Ich fühlte, das ist auch Teil meiner Geschichte, schließlich bin ich Spanierin. Wieso war jede Erinnerung daran verschwunden? Und dann, Mitte der siebziger Jahre, habe ich hier in Wien zum ersten Mal sefardische Lieder gehört, von einer Spanierin gesungen. Volkslieder, mittelalterliche Balladen, Romanzen in altspanischer Sprache. Ich war fasziniert.“

Einen Konzertaufenthalt in Madrid nützt Escribano, um mehr zu erfahren. Sie hört von der Cembalistin Alice Laroche, dass sie ein Buch mit sefardischen Liedern besitzt, „Cantos de boda judeo-españoles“ von Manuel Alvar. Alvar hatte sich in Bulgarien, in Izmir, in Sarajevo und Saloniki von alten sefardischen Frauen ihre Lieder vorsingen lassen und diese niedergeschrieben. „Ich habe die Dame aufgesucht, sie gab mir das Buch und sagte: Sie haben eine Stunde Zeit, dann muss ich leider weg, ich verreise. Also

bin ich gelaufen, um das Buch zu kopieren, so viel ich eben in der kurzen Zeit konnte, etwa dreißig Lieder waren es. Dann brachte ich das Buch zurück. Ich hatte nun Noten und Texte von Liedern, die fast alle mündlich überliefert worden sind, von den Müttern auf die Töchter, klassische spanische Volksmusik. Lieder über Könige, Prinzen und Ritter, Liebesgeschichten, Alltagsszenen, vielfach aus weiblicher Perspektive erzählt. Sie weisen eine große Zärtlichkeit auf, vor allem zwischen den Geschlechtern, es gibt aber auch Lieder, die unverblümt Affären schildern. Ich begann, die Lieder zu lernen und zu singen.“

Ah mujer, la mi mujer, quen stormuda en esta caxa? El gatico de la vesina, raticos mos apana, también de la madrugada ...

Ach Frau, wer niest in diesem Schrank? Die Katze der Nachbarin, sie jagt unsere Mäuse ...

Als Simon Wiesenthal, erzählt sie, 1984 seine Kolumbus-Biografie „Segel der Hoffnung“, das sich mit den jüdischen Wurzeln des großen Seefahrers auseinandersetzt, in Salzburg präsentiert, singt sie zum Auftakt sefardische Romanzen, und nicht alle gefallen ihm. „Sehr schöne Musik“, befindet er nachher, „aber das mit der Frau, die ihren Liebhaber im Kasten versteckt hat, das war wirklich geschmacklos.“

Damals hat sich Marie-Thérèse Escribano von ihrer ersten und zweiten Karriere bereits verabschiedet. Seit 1959 hatte sie sich einen Namen als Avantgarde-Sängerin gemacht, ihr Debüt unter Friedrich Cerha war das erste Konzert des legendären Ensembles „die reihe“. Sie sang die Wiener Schule und die europäischen Neuerer, Berg, Webern, Schönberg, Strawinsky, Ravel, Ligeti und völlig ausgefallene japanische Komponisten. Sie sang unter Pierre Boulez, Lorin Maazel und immer wieder Friedrich Cerha Konzerte in ganz Europa und in den USA. Dann verließ sie die Neutöner und betrat ein neues Land: das der alten Musik. 1965 begründete sie das Ensemble „Les Menestrels“ mit, zehn Jahre lang blieb sie bei der bis heute erfolgreichen Gruppe. Dann fängt sie wieder etwas Neues an: Sie entdeckt die Frauenbewegung und ihr kabarettistisches Talent, beginnt eigene Soloprogramme zu schreiben, komödiantische Kammerstücke mit Musik. Und sie singt mit Aron Saltiel und dem Grazer Gitarristen Wolfram Märzendorfer als Gruppe „Alondra“ sefardische Romanzen. Später, mit der Gruppe Limón, Eleonore Petzel und Judith Keller: „Canciones Sefardies“.



„Als ich Genaueres erfuhr über die Judenverfolgung, war das ein Schock. Ich fühlte, das ist Teil meiner Geschichte.“



Ein Foto aus der Vergangenheit der Sängerin, aufgestöbert in ihrer Wohnung

Mit Aron Saltiel, Sefarde aus Istanbul, seit 1973 in Österreich, Musiker und Psychotherapeut in Graz, ist Escribano seit 1978 freundschaftlich verbunden. Drei Jahre später kamen die ersten und einzigen Aufnahmen heraus, als Musikkassette habe ich sie jahrelang im Handschuhfach meines Autos herumgeschleppt (so wie auch Saltiels „Jiddische Lieder“, die er singt, als wäre er damit aufgewachsen). Die Gruppe „Alondra“ war im deutschen Sprachraum bahnbrechend für die Wiederentdeckung der sefardischen Lieder. Escribano brachte ihre Stimme ein, ihren hellen, silbernen Sopran, ihr großes technisches Können und Saltiel die Authentizität der Sprache, seine Verwurzelung in der turko-sefardischen Kultur und viele neue Lieder. „Sie hat sich ja zehn Jahre lang intensiv mit mittelalterlicher und Renaissance-Musik beschäftigt und natürlich sehr bestimmte Vorstellungen gehabt, wie so eine Musik zu singen ist“, sagt Saltiel. „Ich wiederum habe die orientalische Tradition vertreten. So haben wir lange miteinander an diesen Liedern gearbeitet, auch an der instrumentellen Begleitung, denn die ist nicht festgelegt, meistens werden die Lieder a cappella gesungen. Marie-Thérèse hat sich leidenschaftlich für diese Musik und ihren Hintergrund interessiert, so wie ich dann später die Welt der Ostjuden entdeckt habe, die Lieder, die Sprache, die Niggun, den Chassidismus.“

1992, als Spanien sich selbst, Kolumbus und die Entdeckung Amerikas feiert, sucht Escribano in Madrid nach den Spuren der Inquisition und bringt das Programm „Fernando, Isabel und die Juden“ heraus. „Es hat mich empört“, sagt sie, „dass 1492 als das Jahr der Vertreibung so untergegangen ist in all den Festlichkeiten. Die spanische Krone hat eine Fülle von Gesetzen gegen die Juden erlassen, ich habe sie ausgehoben, übersetzt und zum Thema des Programms gemacht. Immer, wenn ich sefardische Lieder singe, spüre ich auch die Geschichte dieser Lieder, die langen Reisen, die sie mitgemacht haben. Das alte Spanisch, das die Sefarden singen und noch heute spre-

chen, ist eine wunderbar reine Sprache, von einer großen Klarheit. Es ist die Sprache von Cervantes, jeder Spanier kann sie verstehen. Ich liebe nicht nur die Lieder, sondern vor allem auch die Sprache, die durch die Sefarden lebendig geblieben ist. Meine Reisen nach Sefarad haben mich zu mir geführt, ich habe sehr viel gelernt dabei über das Land, in dem ich aufgewachsen bin.“

Jetzt hat sie ein neues Programm über das Älterwerden herausgebracht, unter dem Titel „50 bis 90+“, ein Thema, das sie schon wiederholt beschäftigt hat. Vor kurzem hat sie eine neue CD eingespielt, „Canciones de seda verde“. Sie hat eben eine hohe Auszeichnung der Stadt Wien erhalten. Sie unterrichtet. Sie hält Workshops über Stimmbefreiung ab. Auf ihrer Homepage zitiert sie am Ende ihrer künstlerischen Biografie einen mittelalterlichen Vers, der Walther von der Vogelweide zugeschrieben wird:

*Ich leb, weiß nit wie lang
Ich sterb und weiß nit wann
Ich fahr, weiß nit wohin
Wunder nimmt's mich
Dass ich fröhlich bin*

DIE CD

Die *Cantigas Sefardies* (mit Aron Saltiel), die *Canciones Sefardies* und die *Canciones de seda verde* von Marie-Thérèse Escribano sowie die *Jiddischen Lieder* von Aron Saltiel sind alle auf Extraplatte erschienen und als CD erhältlich. Aron Saltiel hat gemeinsam mit Joshua Horowitz ein *Sephardisches Liederbuch* aus der osmanischen judenspanischen Gesangstradition herausgebracht (2001, Edition Peters).

„Das Leben ist doch so schön“

Alice Herz-Sommer hat das KZ Theresienstadt überlebt und dennoch ihren Glauben an das Gute nie verloren. Sie liebt die Menschen – und die Musik. Ein Gespräch über die Kraft des Glaubens an das Gute.

VON AXEL REISERER, LONDON

Als Alice Herz im November 1903 geboren wird, ist ihre Heimatstadt Prag noch Teil der Habsburger-Monarchie. Ihre außerordentliche musikalische Begabung wird besonders von der Mutter gefördert. Mit fünf Jahren erhält sie den ersten Klavierunterricht. In der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit wird sie zu einer führenden Pianistin und Musikpädagogin des Landes. Sie fühlt sich dem tschechischen Kulturkreis ebenso verbunden wie dem deutschen.

All das endet mit dem Einmarsch Nazi-Deutschlands im März 1939. Auf die schrittweise Ausgrenzung der Juden folgen Verhaftungen, Deportationen und Massenmord. Zusammen mit ihrem Mann Leopold Sommer und ihrem damals fünfjährigen Sohn Stephan wird sie 1942 nach Theresienstadt deportiert. Das „Vorzeige“-KZ der Nazis überlebt sie dank der Musik. Ihr Mann stirbt wenige Tage nach Kriegsende in Dachau an Typhus.

Die wenigen Überlebenden des Nazi-Terrors werden in Prag von den Profiteuren der Verfolgung missgünstig empfangen. An Restitution ist nicht zu

denken. Enttäuscht, diskriminiert und mittellos wandert Herz-Sommer 1949 nach Israel aus. 37 Jahre später folgt sie 1986 ihrem Sohn nach London, wo sie heute im Norden der Stadt lebt. Kurz vor ihrem 103. Geburtstag haben ihr nun Melissa Müller und Reinhard Piechocki mit dem Buch „Ein Garten Eden inmitten der Hölle“ (Verlag Droemer Knauer) ein Denkmal gesetzt. Ein Besuch bei einer bemerkenswerten Frau. Wer hier weggeht, möchte wiederkommen.

NU: Ihr ganzes Leben haben Sie die Gabe der Freundschaft gehabt. Sie haben in Prag gelebt, Theresienstadt überlebt, sind nach Israel ausgewandert und schließlich nach London gezogen. Überall schlossen Sie in kurzer Zeit enge Freundschaften.

Alice Herz-Sommer: Dazu gibt es eine Geschichte. Ich hatte eine Zwillingsschwester, Marianne, wir waren die jüngsten von fünf Kindern. Als wir ein, vielleicht zwei Jahre alt waren, hat meine Mutter schon festgestellt, dass ich Optimistin war und sie Pessimistin. Ich habe immer gelacht

und war fröhlich. Sie hat immer geweint und geklagt. Und so blieb sie bis zum letzten Tag ihres Lebens. Sie starb vor 30 Jahren. Eine sehr begabte Person, schön, intelligent, wohlhabend, was man sich nur wünschen kann. Doch sie sah immer nur die dunklen Momente des Lebens. Natürlich gibt es die, aber es gibt auch wunderschöne, leichte. Das Leben ist doch so schön. Die Natur ist prachtvoll. Spinoza sagt: „Gott ist alles.“ Die Natur, unser



Alice Herz-Sommer im Herbst 2006



Bei der Vorbereitung auf die Musikakademie 1920 am Klavier und heute, sowie rund um das Jahr 1947

Planet, die Menschen, die Tiere. Wir sind Gott. Selbst Gut und Böse sind Gott, sagt er. Das bedeutet, alles ist zur Hälfte gut und zur Hälfte böse.

NU: Nun mussten Sie aber in Ihrem Leben viel Böses erleben.

Herz-Sommer: Ja, aber selbst während der fürchterlichen Zeit in Theresienstadt war ich stets optimistisch. Wir haben am Abend musiziert, Konzerte gegeben, und allein daran zu denken, hat mich glücklich gemacht. Es gab da einen Saal für etwa 200 Menschen, sie waren alt, krank, verzweifelt, und hier Musik zu machen, das war unsere Hoffnung, das hielt uns am Leben. Wir haben nicht gegessen. Die Musik hielt uns am Leben. Musik ist ein Zauber. Für Künstler und Zuhörer. Für uns war das die Nahrung. Vielleicht müssen wir nicht essen.

NU: Ich habe gelesen, dass Ihnen Essen nicht allzu viel bedeutet. Machen Sie immer noch Ihre legendäre Hühnersuppe einmal in der Woche für die ganze Woche?

Herz-Sommer: Natürlich. Ich nehme einen großen Topf, das Huhn hinein, jeden Tag eine Portion, dazu eine Menge Gemüse, ein wunderbares Gericht, meine Enkelöhne kommen mich allein deswegen besuchen. Fünf Minuten und fertig. Andere Leute stehen stundenlang in der Küche und kochen und kochen. Was für eine Zeitverschwendung! Ich kann in dieser Zeit Klavier spielen.

NU: Spielen Sie noch täglich?

Herz-Sommer: Natürlich. Jeden Tag beginne ich pünktlich um 10.00 Uhr.

Das Schwimmen musste ich mit 97 Jahren aufgeben, aber täglich mache ich meinen Spaziergang und Klavier werde ich bis zu meinem letzten Tag spielen. Ich habe einen exzellenten Geiger, der zwei Mal im Monat kommt. Wir spielen Sonaten, und mit meinem alten Hirn lerne ich noch neue Dinge.

NU: Was spielen Sie derzeit?

Herz-Sommer: Ravel, Bizet, Debussy, tschechische Komponisten. Manchmal kommt auch meine Schwiegertochter dazu, sie ist eine wunderbare Cellistin, dann spielen wir im Trio. Leute sitzen draußen vor dem Fenster und hören uns zu.

NU: Sie haben schon in früher Kindheit mit dem Klavierspielen begonnen.

Herz-Sommer: Von meinem Vater habe ich das harte Arbeiten gelernt. Ich bin Millionen Stunden gesessen und habe Klavier geübt. Millionen! Aber mein größter musikalischer Einfluss war meine Mutter. Sie stammte aus Iglau, eine deutsche Sprachinsel inmitten von Mähren umgeben von lauter Tschechen. Meine Großeltern hatten ein kleines Geschäft und kannten die Familie von Gustav Mahler sehr gut. Als meine Mutter ein Kind war, spielte sie mit ihm. Er wurde oft ausgelacht, schon als Kleinkind war er ein Außenseiter. Ein Genie kann nicht so sein wie wir gewöhnlichen Menschen.

NU: Haben Sie Mahler jemals kennen gelernt?

Herz-Sommer: Nein, aber Franz Kafka und Max Brod, die eng mit Felix Weltsch befreundet waren, der später meine Schwester Irma heiratete.

NU: Erinnern Sie sich noch an den Schriftsteller Franz Kafka?

Herz-Sommer: Natürlich. Er war sehr oft bei uns zu Besuch und unterhielt sich mit unserer Mutter. Er liebte Kinder und führte uns manchmal zu Spaziergängen aus. Wir setzten uns in einen Park und er erzählte uns Geschichten. Das war sehr aufregend.

NU: Wie alt war Kafka damals?

Herz-Sommer: Das war nach seinem Studium, er arbeitete bereits in der Versicherung und schrieb. Er war sehr freundlich, schüchtern und sprach nicht viel. Das Auffälligste an ihm aber war, dass er sich ständig für irgendetwas entschuldigte. Im Grunde entschuldigte er sich dafür, auf der Welt zu sein. Warum sind wir hier?, das war seine große Frage.

NU: Später in Ihrem Leben haben Sie seine Bücher gelesen. Wie haben sie Ihnen gefallen?

Herz-Sommer: Als ein Optimist, der ich nun mal bin, schätze ich sein tiefes Denken. Aber er liebt die Kunst nicht so sehr wie ich etwa. Das kann ich verstehen, denn wir Musiker sind privilegierte Menschen. Wir sind reicher als andere.

NU: Wie meinen Sie das?

Herz-Sommer: Schopenhauer spricht davon. An erster Stelle steht die Musik. Musik hat einen Zauber. Wenn wir Musik hören, dann ist sie nicht hier (sie greift sich an Kopf), sie ist hier (sie klopft sich auf das Herz)! Wenn man ein Bild anschaut, kann man sehr beeindruckt sein. Aber sobald man

weitergeht, beginnt schon das Vergessen. Mit der Musik ist das anders. Wo immer man ist, was immer man tut, selbst im Schlaf – die Musik ist immer da und niemand kann sie einem wegnehmen.

NU: Musik ist aber auch harte Arbeit, wie Sie in Ihrem Buch beschreiben.

Herz-Sommer: No, pfff, das ist doch schöne Arbeit! Im ganzen Leben liegt Musik. Wenn Sie eine Symphonie hernehmen und keine Note kennen und sich das erarbeiten, Ton für Ton, und nach einem Monat kennen Sie das ganze Stück – das lässt sich mit nichts vergleichen.

NU: Ist Musik für Sie etwas, das über den Menschen hinausweist?

Herz-Sommer: Absolut, genau so ist es. Für mich ist Beethoven ein Gott. Das ist meine Religion. Ich bin jüdisch ohne Religion, aber das ist für mich das Göttliche. Werfel schrieb: „Alle Sünden der Menschheit wurden aufgewogen an dem Tag, an dem Beethoven auf die Welt kam.“ Er hatte Recht. Wenn Sie ein Originalmanuskript von Mozart sehen, da ist nicht eine einzige Note ausgestrichen oder korrigiert. Bei Beethoven hingegen schaut es wie auf einem Schlachtfeld aus. Alles ist verschmiert, er hat gekämpft.

NU: In den schwierigsten Momenten Ihres Lebens wurde Ihnen aber Chopin zur größten Stütze.

Herz-Sommer: Als ich von unserer Deportation hörte, sagte mir eine Stimme: „Du musst die 24 Etüden von Chopin spielen.“ Etwas Schwierigeres

ist bis heute nicht komponiert worden. Und ich war jung, mich reizte wohl auch die Herausforderung. Ich habe sie gemeistert und alle Etüden in einem Konzert in Theresienstadt aufgeführt. Es war wohl mein größter Erfolg. Und als Tschechin verstehe ich wohl auch seine slawische Melancholie.

NU: Sie zählen sich der deutschen Kultur zu, Sie sind jüdisch ohne Religion, Sie haben sich gerade als Tschechin bezeichnet, Sie lebten in Israel, nun sind Sie in London. Was ist Ihre Identität?

Herz-Sommer: Ich bin jüdisch. Das ist vielleicht am besten so. Ohne Religion, aber ich gehöre nun mal zur Gruppe der jüdischen Menschen. Ich bin sicher nicht mehr tschechisch. Ich liebe tschechische Musik, Dvorák ist einer der größten Komponisten. Ich bin natürlich auch nicht deutsch. Aber als Kultur? Höhere Kultur als Goethe kann es nicht geben.

NU: Kann man jüdisch ohne Religion sein?

Herz-Sommer: Natürlich. Was mich schon als Kind beeindruckt hat, ist die Idee des unsichtbaren Gottes. Und das Gefühl der Gemeinschaft. Der Sabbat.

NU: Ihre Eltern waren aber überhaupt nicht religiös.

Herz-Sommer: Absolut nicht. Mein Vater ging einmal im Jahr in die Synagoge und zu Hause begingen wir den Versöhnungstag, sonst nichts. Ich bin nicht religiös, aber ich anerkenne, dass Religion etwas Wichtiges ist. Wir müssen in Millionen von Jahren den-

ken, wir sind nichts. In schweren Zeiten brauchen wir etwas Gott-gleiches. Religion ist ein Symbol für Hoffnung, ein Rückhalt. Es muss Religion geben.

NU: Sie haben es in Ihrem Leben wiederholt erlebt: Warum werden Juden gehasst?

Herz-Sommer: Bevor ich Prag verließ und nach Israel auswanderte, besuchte ich meine beste Freundin. Sie war Tschechin. Sie fragte mich: „Dann wirst du nur mehr unter Juden leben. Wird das gut sein für dich?“ Und ich antwortete: „Sehr gut. Wenn wir unter anderen Menschen sind, dann hassen sie uns, das habe ich erlebt.“ Worauf sie erwiderte: „Ja, wenn nur alle Juden so wären wie du.“ Da sagte ich zu ihr: „Noch nie hat mich jemand so beleidigt. Sind alle Christen nur gut?“ Wir haben gute und schlechte Seiten. Und so ist es mit allen.

NU: Sie aber haben diese Gabe, immer das Gute zu sehen, obwohl Sie viele schwere Schicksalsschläge überwinden mussten ...

Herz-Sommer: Am schwersten war der Tod meines Sohnes. Er starb im November 2001 im Alter von 65 Jahren an einer Herzattacke während einer Konzerttournee in Israel. Er war ein erfolgreicher Cellist. Ich habe aber nie mit irgendjemandem über all das gesprochen, denn die Menschen hören es nicht gerne, wenn man über schreckliche Dinge spricht. Also habe ich das für mich bewältigt.

NU: Haben Sie noch Erinnerungen an diese ersten Jahre Ihres Lebens in Prag, als Ihre Heimatstadt Teil des Habsburgerreichs war?



Mitte der zwanziger Jahre: Porträt, mit Rudolf Kraus und ihrem Neffen Heinz Adler, 1929

Lintschis Heimkehr

Sie sprach original Favoritner Dialekt, vermischt mit einigen englischen Wörtern, und wollte nie mehr im Leben zurück nach Wien, wo sie als einfache Textilverkäuferin den Nazis entkommen war. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Begegnung.

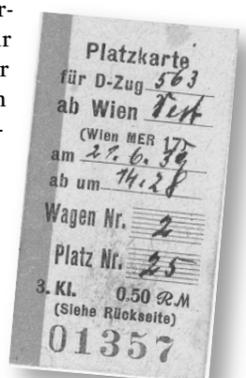
VON ANDREA HOLZMANN-JENKINS



„Ins Gemeindezentrum kommt eine alte Österreicherin“, sagte mir meine englische Nachbarin eines Tages. „Sie ist ein bisschen strange und hat einen starken Akzent. Ich glaube, sie ist 1938 emigriert.“ Bis zu diesem Tag im Jahr 1996 hatte ich noch niemanden persönlich getroffen, der vor dem Nazi-Regime hatte fliehen müssen. Ich wollte sie gerne kennen lernen, rechnete jedoch mit der Möglichkeit, dass sie mir, der kürzlich aus Österreich Zugereisten, die kalte Schulter zeigen würde. Trotzdem ließ ich mich während der nächsten Charity-Veranstaltung zu einer kleinen, weißhaarigen Frau führen, die mitten unter den anderen alten Leuten an einem Tisch saß. „This is

A., an Austrian“, stellte meine Nachbarin mich der alten Dame vor und setzte, wohl um irgendetwas zu sagen, hinzu: „She is a good cook.“ Ich gab der alten Frau die Hand und murmelte eine Begrüßungsformel auf Deutsch. Sie musterte mich freundlich, sagte aber zunächst kein Wort. Ich wiederholte meine Begrüßung, und als sie immer noch nichts sagte, fragte ich: „Verstehen Sie mich?“ Da wachte die kleine Frau endlich auf, antwortete in breitem Wienerisch: „Ja freilich“ und schüttelte mir kräftig die Hand. Meine Hand in ihrer haltend meinte sie dann zur Nachbarin gewandt: „We are all good cooks.“ Ich ließ diesen Satz sickern. „We“ sagte sie nach all den Jahren und meinte damit niemand anderen als uns Österreicherinnen. Ich setzte mich zu ihr. In original

Favoritner Dialekt, versetzt mit englischen Wörtern, die sie so Wienerisch aussprach, dass ich sie sofort als Landsmännin erkannt hätte, erzählte sie zunächst dies und das. „Ich heiße Karol“, sagte sie dann, „eigentlich Karoline, und in Wien nannten sie mich Lintschi.“ Als sich herausstellte, dass wir nur wenige Straßen entfernt voneinander wohnten, schien sie sich zu freuen. Beim Verabschieden versprach ich, mich zu melden. Ich war weiter unsicher. Vielleicht war sie nur „britisch“ höflich gewesen und wollte in Wahrheit von Österreich und Österreichern gar nichts mehr wissen. Um ihr die Möglichkeit zur diskreten Ablehnung offen zu lassen, schickte ich ihr daher meine Einladung



Herz-Sommer: Völlig. Der Franz Joseph ist gekommen, auf seinem Pferd ist er geritten, ich sehe ihn noch vor mir. Der Bruder meiner Mutter hat in Wien gelebt, ich war hunderte Male in Wien.

NU: Haben Sie noch eine Beziehung zu Österreich?

Herz-Sommer: Weniger. Es war eine Spannung in Prag. Die Tschechen gegen die Deutschen, und beide natürlich gegen die Juden. Drei starke Kulturen sind da nebeneinander gewesen. Und die Tschechen gegen die Juden vor allem, weil die Juden natürlich ihre Kinder in die deutschen Schulen geschickt haben. Bei der Volkszählung 1937 haben wir uns als jüdisch deklariert. Im Ersten Weltkrieg waren die Juden patriotisch, sind eingerückt und haben Kriegsanleihen gezeichnet. Mein Vater ist nach Hause gekommen und hat gesagt: „Jetzt haben wir alles verloren, jetzt müssen wir wieder von Anfang anfangen.“ Und die besten Freunde, niemand ist zurückgekommen. Es war ein schwerer Schlag.

NU: Sie haben später auch immer wieder von Anfang angefangen. In diesen Schicksalsstunden, hat da die Musik Sie gerettet?

Herz-Sommer: Ich glaube, ja. Ich war nie verzweifelt.

NU: Auch nicht in Theresienstadt, wo Sie ja gesehen haben, was geschehen ist?

Herz-Sommer: Da sind zwei Situationen, die ich immer erwähne. An einem Montag, dem 9. Oktober 1944, wurden tausende Männer wegge-

Bei der standesamtlichen Trauung



FOTO ©: Verlag Droemer Knaur

schickt, im besten Mannesalter zwischen 20 und 35 Jahren, mein Mann darunter. Und als wir uns verabschiedeten, hat er mir das Ehrenwort abgenommen: „Du darfst nichts freiwillig machen. Wenn du musst, dann musst du. Aber freiwillig mach nichts.“ Am Donnerstag ist wieder ein Transport gegangen, tausende Männer, und dann wurden noch Frauen aufgefordert, unter dem Motto: „Frauen folgen ihren Männern nach“. Alle haben sich gemeldet, ich nicht. Mein Mann hat uns das Leben gerettet. Wie er auf diese Idee gekommen ist, kann ich noch jetzt nicht verstehen. Wir sind dort geblieben. Aber natürlich für meinen Sohn, der damals sieben Jahre alt war, bedeutete es einen schrecklichen Schlag. Der Vater ist weg, und einen Tag nach dem zweiten Transport musste ich in eine Wäscherei, das war harte Arbeit. Der Junge musste jeden Tag in eine Art Kindergarten, lernen durften sie nicht, aber er war beaufsichtigt. Ich musste nun um vier Uhr früh weg und ihn zurücklassen, er hat geschrien, hohes Fieber bekommen und dann sagte er: „Mein Vater ist weg, nun gehst auch du, und ich bin allein in der Welt.“ Das sagte ein Siebenjähriger. Davon träume ich heute noch.

NU: In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie auch später in Israel nie über diese Zeit gesprochen haben.

Herz-Sommer: Ich wollte nicht, dass mein Sohn mit Hass aufwächst. Er hätte doch hassen können. Das wollte ich unter keinen Umständen, denn Hass bringt ja nur Hass. Das ist ja das Erbe von Hitler. Alle sind wir gleich, ob wir gelb oder grün sind, ob Italiener, Tschechen oder Franzosen. Alle sind wir halb gut und halb schlecht. Im Leben ist alles halb gut und halb schlecht. Man kann nicht erwarten, dass etwas perfekt ist. Das gibt es nicht.

NU: Ihr Schwager Felix Weltsch war ein führender Zionist, gemeinsam mit Max Brod wanderte er nach Palästina aus. Haben Sie persönlich auch daran gedacht?

Herz-Sommer: Wir waren drei Schwestern. Es hat sehr viel Geld gekostet, man brauchte das Zertifikat. Meine Mutter hat das Haus verkauft,

das Geld haben die beiden Schwestern dafür bekommen. Für mich war nichts mehr da. Aber ich wollte auch nicht, ich konnte doch die Mutter nicht allein lassen. Ich war im Grunde froh, dass ich bei ihr bleiben konnte bis zum Schluss. Noch jetzt bin ich glücklich darüber.

NU: 1949 sind Sie dann doch nach Israel ausgewandert, 37 Jahre später gingen Sie nach London, um wieder näher bei Ihrem Sohn zu sein, der damals auch hier lebte. Wenn Sie heute aus der Ferne auf Israel blicken, sind Sie stolz wie sich der Staat entwickelt hat?

Herz-Sommer: Wunderbar. Aber jetzt sind wir in einer schwierigen Situation. Sehen Sie, seit die Juden den Nahen Osten verlassen mussten, sind sie in ganz Europa verstreut gewesen. Sie haben keine Erfahrung gehabt, einen Staat zu führen. Das ist nämlich ungeheuer schwierig. Ich habe ein bissl Angst jetzt. Wir haben von Anfang an Fehler gemacht und nie daran gedacht, dass die Palästinenser unsere Nachbarn sind, mit denen man leben muss, mit denen man gut stehen muss. Wir haben sie als minderwertig behandelt. Das war ein Fehler.

NU: Was geben Sie Ihren Enkel- und Urenkelkindern mit?

Herz-Sommer: Sie sehen mich. Wenn ich einmal nicht mehr da sein werde, werden sie mich vergleichen können mit anderen. Wissen Sie, das Schöne am Altwerden ist, dass man viel bewusster die Schönheit der Welt sieht. Junge Menschen sehen auch Schönheit, aber durch die Vitalität der Jugend wird alles verdeckt. Aber wenn man alt ist, so sieht man die Wunder des Lebens. Man kann nicht vom Leben alles verlangen. Aber ich glaube, wenn ich nicht mehr sein werde, werden die Menschen mit guten Worten an mich denken.

Literaturhinweis: Melissa Müller/ Reinhard Piechocki, Alice Herz-Sommer – „Ein Garten Eden inmitten der Hölle“. Ein Jahrhundertleben, Verlag Droemer Knaur, 432 Seiten, München 2006

Washington 4/1/24

Wie oft, ach wie oft wollte ich schon, mein Dasein, hier mit der Fremde, mit ein paar Worten schildern. Nun, heute ist so ein Tag und so will ich es endlich einmal tun.

Die unangenehme Traurigkeit, die verärgert ich heute wieder war, ich glaube, dass ich das nicht immer werde schreiben müssen. Es ist leider jetzt täglich. Traurigkeit über Traurigkeit!!!!!!

zur sonntäglichen Nachmittagsjause per Post. Sie sagte sofort zu. Ich lud zwei andere Österreicher ein und produzierte Wiener Bäckereien. „A Gugelhupf!“ rief Lintschi aus, als sie den gedeckten Tisch sah. Ich stellte ihr die anderen Gäste vor. „René, was ist denn das für ein neu-moderner Name?“ meinte sie lachend, in vollendeter Mund-Manier, zu dem jungen Mann mit Pferdeschwanz. „Solche Namen hat es früher in Wien nicht gegeben!“ Wir setzten uns zu Kuchen und Kaffee und Lintschi langte kräftig zu. Daneben unterhielten wir uns auf höchst „unbritische“ Weise. An die Stelle höflicher Konversation trat wienerisches Schmähführen, und es gab eine Menge zu lachen. Lintschi erzählte Anekdoten aus dem Wien der dreißiger Jahre, als wären es Geschichten, die sich erst kürzlich zugetragen hatten. Von Sonntagsausflügen in die Lobau berichtete sie, vom Badevergnügen im gerade erst errichteten Amalienbad, von einer Freundin, die so dünn war, dass man nur an ihrer Brosche erkennen konnte, wo vorne und hinten war“, und von einer anderen, deren Körper von „freckles“ übersät war, die – na, wie heißen sie schon gschwind auf Deutsch? „Sommersprossen“, bot ich an. „Ja, aber da gab es noch ein anderes Wort“, insistierte sie. „Gugaschecken“, fiel mir ein, und sie klopfte mir auf die Schulter, „ja genau, Gugaschecken“. Eher nebenbei erwähnte sie, dass sie 1939 nach England gekommen war, im Juni, als Einzige ihrer Familie, die anderen hatten es nicht mehr geschafft, und dass sie keinen von

ihnen je wieder gesehen hätte. Dann fing sie sogleich wieder an, in ihrer humorvollen Art zu erzählen, von ihrem verlogenen irischen Ex-Ehemann zum Beispiel. „Als ich bemerkt habe, was für ein falscher Fuffziger er war, habe ich ihn rausgeschmissen. Jetzt ist er schon lange weg,

»Nein, nach Wien will ich nicht mehr. Ich habe niemanden mehr gefunden, niemanden.«

aber ich heiße immer noch Farrell. Ist das nicht komisch: Farrell! Was für ein blöder Name!“ Und wieder lachte sie. So verging unser erster gemeinsamer Nachmittag. Ich wagte nicht, ihr Fragen zu stellen. Auch später beschränkte ich mich darauf ihr zuzuhören und höchstens das eine oder andere Mal einzuhaken, wenn es passte. Sie war Jüdin, so viel war bald klar, denn ein politischer Flüchtling war sie nicht gewesen. Von Politik, von weltgeschichtlichen Zusammenhängen, hatte sie nämlich keine Ahnung. Ich wollte etwas für sie tun und erkundigte mich bei der österreichischen Botschaft nach dem Restitutionsfonds. Die Beamtin versicherte, dass bei so betagten Menschen alles rasch und unbürokratisch erledigt würde. Lintschi war immerhin fast neunzig Jahre alt. Wiederum schrieb ich ihr einen Brief. Wieder rief sie mich sogleich an, bedankte sich überschwänglich, lehnte aber ab. „Ich brauche kein Geld mehr“, sagte sie. „Ich möchte nicht mehr in den Papieren kramen.“ Sie bezöge eine

Pension aus Österreich, das genüge ihr. „Komm mich aber trotzdem besuchen“, forderte sie mich auf. Als ich bei ihr vorbei schaute, hatte sie Kaffee und Kuchen vorbereitet. Kaffee wohlgemerkt, nicht Tee wie in anderen englischen Haushalten! „Wann fährst du das nächste Mal nach Wien“, wollte sie wissen. „Kannst du mir etwas mitbringen? Brimsen und Ankerbrot, und einen ordentlichen Paprika fürs Gulasch, hier haben sie ja nur das geschmacklose rote Pulver.“ Ich erkundigte mich, welches Ankerbrot genau sie haben wolle. „Na, das Ankerbrot“, meinte sie und wunderte sich über meine Frage. Wie konnte man aus Wien kommen und das Ankerbrot nicht kennen? Im Laufe der Zeit schleppte ich halbe Kofferladungen voller Brot für Lintschi an, doch bis zum Schluss war nie das richtige dabei. Das Ankerbrot, das Lintschi kannte, gab es nicht mehr. Ich brachte ihr Mannerschnitten, Quargel, Mehl-Kaffee und Milka-Schokolade. Über den Brimsen gerieten wir in Streit, da sie mir nicht glauben wollte, dass es diesen nur im Frühjahr gibt. Sie bestand darauf, das ganze Jahr über Liptauer aus Brimsen gegessen zu haben, also machte ich ihr, wenn sie zu Besuch kam, Liptauer aus Topfen. Ich machte auch Krautfleckerln, von denen wir so viel verschlangen, dass unsere Bäuche wie Ballons aufgingen. „Fahr mit mir nach Wien“, forderte ich sie auf. „Nein“, sagte sie, „nach Wien will ich nicht mehr. Ich war ein-



FOTO ©: privat

mal dort nach dem Krieg. Ich habe niemanden mehr gefunden, niemanden, den ich kannte. Dann habe ich drei Tage geweint und bin nach Tirol gefahren. Dort habe ich noch öfter Urlaub gemacht, aber nach Wien bin ich nie wieder gegangen.“ „Wien ist jetzt mehr wie früher“, insistierte ich, „komm mit, schau es dir an!“ Doch sie winkte ab. Dann erzählte sie. Bis 1942 hatte sie Post aus Wien erhalten, von ihrer Mutter, ihrem Bruder, ihrem Mann. Danach war der Kontakt abgerissen, und sie erfuhr erst nach Kriegsende was passiert war. „Die Mutter habens‘ abgeholt, während sie beim Kochen war, das hat mir die Nachbarin erzählt. Sie hatte nicht einmal Zeit, den Herd abzudrehen, und das Essen ist verkohlt.“ Sie begann zu weinen. Immer, wenn sie von ihrer Mutter sprach, weinte sie. „Ich werde sie im Himmel wiedersehen, Gott sei Dank“, sagte sie einmal. „Und auch meinen Bruder, und mit dem werde ich dort weiter streiten, mit dem habe ich ja auch früher nichts als g‘stritten.“ Sie lachte wieder. „Was hast du in Wien gemacht?“, fragte ich. „Ich war Verkäuferin in einem Textilgeschäft.“ Ich versuchte mir das vorzustellen. Einer kleinen Textilverkäuferin aus Wien-Favoriten war die Flucht aus Wien gelungen. Sie hatte kein Wort Englisch gesprochen und war anfangs als Hausmädchen bei einer englischen Familie untergekommen. Später war sie, wie alle „feindlichen Ausländer“, interniert worden. Dort hatte sie viele andere Österreicher kennen gelernt. „Nun habe ich sie alle überlebt“, meinte sie nicht ohne Stolz. „Die Engländer waren immer großartig zu mir“, sagte sie. „Aber trotzdem sind sie komisch.“ Wir lachten beide, denn ich fand das auch. Ich hatte mir einen englischen Spleen zu Eigen gemacht und war zur Vegetarierin geworden. Lintschi setzte mir trotzdem Wiener Schnitzel vor. „Damit du was Ordentliches isst“, sagte sie, und ich aß, wie mir befohlen. Diskret fädelt ich ein, dass ihr Rasen gemäht wurde und überredete sie, sich schwere Lebensmittel liefern zu lassen anstatt sie selbst anzuschleppen. Als ich ihr vorschlug, fließendes Warmwasser einleiten zu lassen, biss ich auf Granit. Auch Waschmaschine

brauchte sie keine. Sie habe die Wäsche immer mit der Hand gewaschen und werde das auch weiterhin so tun, beschied sie mir, und damit basta. „Am Geld liegt es nicht“, fügte sie noch hinzu, und es gab keinen Grund, ihr nicht zu glauben. „Z’haus haben wir immer...“, sagte sie oft, zum Beispiel zu Weihnachten. Ich hörte „z’haus“. Nach sechzig Jahren, nach allem, was Österreich ihr angetan hatte,

Verzeichnis der zur Ausfuhr beantragten Gegenstände.

Nr.	Stück	Gegenstand	Anfangsjahr	Wert der nach 1. 1. 1938 angeschafften Gegenstände
1	2	Hauskleider		
2	2	Schürzen		
3	2	Stemmen		
4	2	Hosen		
5	2	Paar Hemmpfe		
6	1	Schuh		
7	1	Decke		
8	5	Glüte		
9	1	Füllfeder		
10		kein Edelmetall		
11	1	Paar Handschuhe		
12	1	Toilette Artikel		
13		Zahnpasta, Seife, etc.		
14				

sprach sie von Wien als „z’haus“. Wir verbrachten viele Nachmittage zusammen, und sie erzählte. Vor mir entstand das Wien der 1920er und 1930er Jahre, so lebendig, wie es kein Geschichtsbuch wiedergeben könnte. Ich sah ihre Mutter, eine Kriegswitwe, vor mir, wie sie um vier Uhr früh um Lebensmittel anstand, dann von Lintschi abgelöst wurde, damit sie zu Hause den Bruder versorgen konnte, und danach wiederkam und Lintschi in die Schule schickte. Ich bedaure heute, all diese Geschichten nicht aufgeschrieben zu haben. Lintschi verdrängte nichts, und dennoch sprach sie ohne Vorwurf und Groll. Ich fragte mich immer wieder, wie sie es geschafft hatte, und stand voll Respekt vor dieser einfachen und doch so großen alten Frau. 2003 verstarb sie im Alter von fast 95 Jahren. Man möge ihre Asche im

Wienerwald verstreuen, hatte sie einmal gesagt. Wir brachten ihre Urne nach Wien und begruben sie in allen Ehren am Zentralfriedhof. Nach mehr



als sechzig Jahren war Lintschi endlich wieder z’haus. Als die Friedhofsverwaltung die Zusatzgebühr einforderte, die Nicht-Wiener für einen Platz am Zentralfriedhof zu zahlen haben, blieb es Bürgermeister Dr. Häupl vorbehalten, Lintschi, die nicht freiwillig zur „Nicht-Wienerin“ geworden war, von dieser Gebühr zu befreien und sie posthum wieder zur Wienerin zu erklären.

Die Sozialwissenschaftlerin Andrea Holzmann-Jenkins ist Leiterin des Wissenschaftszentrums Wien und lebte von 1991 bis 1996 in London.



Das jüdische Museum in Paris: Ein Ort mit Gedächtnislücken

Serie Jüdische Museen, Teil I.

Viel edles Holz und viel Glas: Im „Musée d'art et d'histoire du Judaïsme de Paris“, dem jüdischen Museum in Paris, erzählt das offizielle Frankreich lieber eine Geschichte aus ferner Vergangenheit.

VON MICHAELA SPIEGEL

Das jüdische Museum, oder, wie es sich französisch offiziell tituliert, das Museum für jüdische Kunst und Geschichte von Paris, befindet sich am Rand des jüdischen Viertels, an der Grenze des alten «Marais» zum überholt modernen und heute schon eher heruntergekommenen Viertel der ehemaligen Pariser Markthallen «les Halles».

Claude de Mesmes, Graf d'Avaux, Finanzberater unter Mazarin, Botschafter Louis' XIV in Holland, Venedig, Großbritannien und Schweden, Mitunterzeichner des Friedensvertrags von Westfalen 1648, beauftragte den königlichen Hofarchitekten Pierre le Muet (zu Deutsch: Peter der Stumme) mit dem Bau dieses Stadtpalais in der Rue du Temple. Und Pierre le Muet baute ihm um einen großzügigen Innenhof, eine nach außen hin schweigende Festung, die ich durch ein Respekt einflößendes Renaissanceportal betrete

und mich sogleich mit der Frage „wohin ich wolle“ konfrontiert, einer Sicherheitsdurchleuchtung unterziehe, mit dem Hinweis, es sei nicht gestattet zu fotografieren. Meine Kamera darf ich dennoch mitnehmen, es gibt scheinbar keine Schließfächer. Der Prachtbau, der im 17. und 18. Jahrhundert von Herzog zu Herzog weiterverkauft beziehungsweise vererbt wurde und nach seinem zweiten Eigentümer, Paul de Beauvilliers, Herzog von Saint-Aignan, benannt ist, wurde 1823 vom französischen Staat erworben, der das Gebäude an Handwerker und Kaufleute vermietete. 1942 wurden von den darin befindlichen 100 Mietern 40 verhaftet und deportiert. Die vom Künstler Christian Boltanski gestaltete, darauf Bezug nehmende Gedenkmauer in einem winzigen Hinterhof springt französisch offiziell nicht gerade ins Besucherauge. Seit 1962 befindet sich das Palais im Besitz der Stadt Paris. Nach aufwän-

digen Renovierungsarbeiten unter dem damaligen Bürgermeister Jacques Chirac, eröffnete er 1998 als Staatspräsident auf 1.900m² Ausstellungsfläche das Museum für Kunst und Geschichte des Judentums. An dieser Gedenktafel, auf der Prachttreppe, kann kein Blick vorbei.

Viel edles Holz und viel Glas beherbergen in der Beletage und im Dachgeschoß 6.000 Objekte (davon 1.500 permanent ausgestellt) jüdischer Kulturgeschichte, Handwerkskunst, und jüdischem Brauchtums. Die Sammlung setzt sich aus den 1951 von der American Jewish Restitution Successor Organization zurückerstatteten Objekten, darunter zahlreiche Architekturmodelle osteuropäischer Synagogen, der grafischen Sammlung jüdisch-deutscher und -russischer Künstler, Künstlern der École de Paris von Marie Chabchay (der Konservatorin des ersten jüdischen Museums im 18. Arrondissement) und

der Sammlung Strauss-Rothschild zusammen. Isaac Strauss kam 1827 als Zeremonienmeister an den Hof Louis Philippes und war später musikalischer Leiter der Thermalbäder von Vichy. Er trug schlichtweg alles, was man unter den Begriff Judaika fassen kann, zusammen und zeigte 1878 im Rahmen der Weltausstellung im Palais de Trocadéro seine historischen Schätze, die von Baroness Nathaniel de Rothschild erworben und dem französischen Staat vermacht wurden. Dazu kommen Donationen und Leihgaben des Nationalmuseums des Mittelalters Cluny (Grabstelen aus dem 13. und 14. Jhdt.), des Museums Moderner Kunst Centre Georges Pompidou, des Louvre, des Musée d'Orsay, des Nationalmuseums Afrikanischer und Ozeanischer Kunst, der Nationalbibliothek und des Nationalmuseums für Keramik. Für meine Begriffe ein bisschen viel national, ein bisschen viel französisch offiziell.

Zwischen all dem Mittelalter, der sephardischen, ashkenasischen und nordafrikanischen Handwerkskunst, der Erläuterung jüdischen Brauchtums zwischen Geburt und Tod, und des jüdischen Kalenders jedoch immer wieder kleine, aber sehr feine Fotoporträts von Frauen und Männern, jungen und alten Menschen, die auf leicht zu übersehenden Tafeln mit wenigen Worten einen persönlichen Kommentar zu ihrer jüdischen Identität, zu ihrem Jüdischsein im Paris von heute erzählen. Es handelt



sich um eine temporäre künstlerische Intervention und ich finde leider nirgends einen Verweis auf den Fotografen.

Das offizielle Frankreich scheint mir hier lieber eine Geschichte aus ferner Vergangenheit zu erzählen und das tut es – eher überkorrekt, wenn man französische Museen kennt – sogar zweisprachig (französisch und englisch). Das offizielle Frankreich vermittelt mir in seinen prachtvollen Sälen, deren Renovierung angeblich mit 30 Millionen Euro zu beziffern ist, eine geografische Zeitreise durch Volkskunst und Brauchtum bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts.

Ich bewege mich hier durch angewandte französische Repräsentation, durch ein architektonisches Glanzstück aus Tradition und Renovierungskunst, durch saubere französische Geschichte.

Vom Dachgeschoß geht es an der Bibliothek vorbei, die 15.000 Publikationen, wie die gesamte Dokumentation der „Affaire Dreyfus“, beherbergt, die derzeit leider gerade anderwärts ausgestellt wird, zur bildenden Kunst hinunter. Im Vergleich zur Ausstellungsfläche für Kunsthandwerk scheint dieser Bereich winzig, dennoch finden sich einige Chagalls, Modiglianis, Soutines, neben einem Raum für zeitgenössisch Wechselhaftes.

Die Hintertreppe führt durch ein schönes leeres Museumsrestaurant

DAS JÜDISCHE MUSEUM IN PARIS

Adresse:
Hôtel de Saint-Aignan
71, rue du Temple
75003 Paris
Tel.: +33/1/53 01 86 60
www.mahj.org/

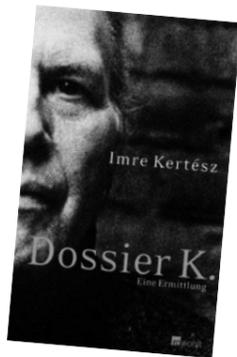
Bewertung:
Musterschaustück für angewandte französische Repräsentation mit schönem, aber leerem Museumsrestaurant. Ein architektonisches Glanzstück aus Tradition und Renovierungskunst mit rigorosen Sicherheitsmaßnahmen - und wenig Leben.

mit Mohn- und Topfenstrudeln (welche ich denn doch lieber in der nicht weit entfernten und sehr lebendigen Rue des Rosiers genieße) in den Museumsshop, danach zurück zur Eingangshalle. Eine Fülle von Prospektmaterial unterrichtet mich über die zahlreichen Aktivitäten des Museums für Besucher jeden Alters, sich mit jüdischem Brauchtum vertraut zu machen.

Ich überquere den Innenhof und gelange zurück in die Rue du Temple. Von der gegenüberliegende Straßenseite mache ich einige Fotos von der Fassade. Der Sicherheitsmann vom Eingang stürzt auf mich zu und meint, er habe mir verboten, im Museum zu fotografieren. Bin ich noch im Museum? Bin ich im 19. Jahrhundert? Ich bin im 21. Jahrhundert und schaue mir als Nächstes das am anderen Ende vom Marais errichtete und letztes Jahr eröffnete Mémorial de la Shoah an, Gedenkstätte und wissenschaftliches Dokumentationsarchiv einer anderen französischen Geschichtsschreibung.

PS:
Als umfassende Lektüre zum jüdischen Leben in Paris ohne historische Gedächtnislücken empfehle ich den Ausstellungskatalog „Vivre et survivre dans le Marais – au coeur de Paris du Moyen Age à nos jours“, der 2005 bei Editions Le Manuscrit (www.manuscrit.com, ISBN: 2-7481-5132-1) im Rahmen einer Ausstellung im Pariser Rathaus publiziert wurde.





Zum zweiten Mal geboren

Mit „Dossier K.“ legt der ungarische Nobelpreisträger Imre Kertész seine Autobiografie vor. Sie ist eine Selbstbefragung im Dienste der Wahrhaftigkeit. Eine Analyse und ein Gespräch mit dem Nobelpreisträger.

VON MICHAEL KERBLER

Vor noch nicht allzu langer Zeit wurde Imre Kertész, der Literaturnobelpreisträger des Jahres 2002, gefragt, welche nun seine richtige Identität, seine Heimat sei: das Judentum oder Ungarn. Er sei, antwortete Kertész, sich da selbst nicht sicher. „Aber solange ich meine Identität nicht finde, bin ich authentisch.“

Imre Kertész' große Bedeutung liegt in seiner Deutungsmächtigkeit der Welt nach Auschwitz. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass sich der ungarische Schriftsteller erst nach seinen Erfahrungen mit dem totalitären System in Ungarn intensiv mit seinen Erlebnissen in Auschwitz auseinandergesetzt hat. „Ich glaube, ich habe zuerst überhaupt nicht verstanden, was ich in Auschwitz überlebt habe“, sagte der jüdische Schriftsteller bei einer Lesung. Seine Erfahrungen verarbeitete er unter anderem in seinem „Roman eines Schicksallosen“. Die Zeit nach einem totalitären Regime ist – so Kertész – eine Zeit der Abrechnungen und der Selbstverleugnung. Die einzige Überlebensebene in einer totalitären Maschinerie sei es, sich zu fügen, sagte Kertész auf der Leipziger Buchmesse des Jahres 2003. „Wenn die Maschinerie zerbricht, muss man mit sich abrechnen. Dann entsteht eine Lüge: Man sieht sich selbst als Opfer und erkennt sich nicht mehr in

seinen Taten“, so Kertész. So sei auch zu verstehen, dass sich alle Täter als Opfer fühlten. „Wenn man sich das eingesteht, ist eine Möglichkeit zur Freiheit da. Dann ist man nicht mehr schicksallos“, sagte der Schriftsteller damals in einer Diskussion mit dem Gründer des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Jan Philipp Reemtsma. Erst nachdem er den ungarischen Aufstand von 1956 erlebt und die Repressalien unter dem kommunistischen Regime zu spüren bekommen habe, sei ihm auch die Parallele zum Totalitarismus der Nazi-Diktatur klar geworden.

Einer Versuchung ging Imre Kertész konsequent aus dem Weg: seine Lebensgeschichte in Form von Anekdoten aneinanderzureihen. „Ich will keine banalen Veteranengeschichten des Überlebens erzählen.“ Ein wichtiger Grund, warum sich Kertész der „klassischen“ Autobiografie verweigert, liegt darin, dass in seinen Augen die Autobiografie immer suggeriert, das Leben entwickle sich zielgerichtet. Und gerade das ist für ihn – einem KZ-Überlebenden – unerträglich. Für Kertész ist klar: Wenn er die eigene Rettung als rational betrachtet, müsste er auch die Idee der Vorsehung akzeptieren. Im „Roman eines Schicksallosen“ findet sich dazu der Schlüsselsatz: „Wenn es ein Schicksal gibt, dann ist

Freiheit nicht möglich, wenn es aber ... die Freiheit gibt, dann gibt es kein Schicksal, das heißt also ... wir selbst sind das Schicksal.“

Mit „Dossier K.“ legt Kertész seine Autobiografie vor – eine etwas andere Biografie. Es ist eine Selbstbefragung im Dienste ästhetischer und historischer Wahrhaftigkeit, ein platonischer Dialog, den der Autor mit sich selbst führt. Imre spricht sozusagen mit Kertész. Es ist eine Ermittlung – wie es im Untertitel heißt – die der Autor gegen sich selbst führt. Und im Zuge dieser Ermittlung, dieser Selbstannäherung, passiert der Autor noch einmal alle wesentlichen Stationen seines Lebens: Kindheit und Jugend in Budapest, die Deportation ins KZ Auschwitz, die Befreiung aus dem KZ Buchenwald, seine Rückkehr, die Niederwerfung der ungarischen Revolution durch sowjetische Truppen, den so genannten Gulaschkommunismus und die politische Wende in Osteuropa. Das „Dossier K.“ ist mehr als die Biografie eines Schriftstellers. Es ist das Dossier eines wichtigen Zeitzeugen des 20. Jahrhunderts.

IM GESPRÄCH nimmt der ungarische Schriftsteller – angesprochen auf den Umstand, dass er im KZ mehrmals dem sicheren Tod entgangen ist – Bezug. Etwa auf das besondere Datum, den 18. Februar 1945.

NU: Im Häftlingsregister des KZ Buchenwald ist in der Tagesrubrik des 18. Februar 1945 ein „Ausgang“ – wie das geheißen hat – vermerkt: „Kertész, Imre, ungarischer Jude, Häftlingsnummer 64921, gestorben.“

Kertész: Also das klingt komisch, aber diese Aufzeichnung, dass ich gestorben bin, hat mein Leben gerettet. Man hat damit gerechnet, dass – bevor die Amerikaner nach Buchenwald kommen und uns befreien – die Juden ausgerottet werden. Und gab es eine Liste, natürlich. Und in die Liste bin ich eingetragen worden. Eine sehr schöne, gesegnete Hand hat das gemacht. Ich weiß nicht wer, aber das müssen mehrere Leute gewesen sein. Und das war, wie gesagt, meine Rettung – ich wurde zum zweiten Mal geboren.

NU: Nach dem Studium Ihrer Biografie bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass Sie – wenn das Wort „Glück“

überhaupt zulässig ist – mehrmals durch eine glückliche Fügung immer auf die richtige Seite gekommen sind. Ist das Zufall? Fügung? Ist das Schicksal?

Kertész: Wir sollten das nicht analysieren. Einerseits kann man das als einen Eingriff Gottes auffassen – ich tue das nicht. Das ist furchtbar: Andere sind gestorben und ich bin immer am Leben geblieben. Aber ich kann nichts dafür. Ich bin nicht schuld daran. Deshalb: Das Wort „glücklich“ höre ich in dem Zusammenhang nicht gerne. Von den siebzehn Jungen, mit denen ich verhaftet wurde, bin ich der einzige, der zurückgekommen ist. Und das ist schon... naja... ich will nicht sagen, dass das für mich unerträglich ist, weil ich da bin, weil ich lebe, aber es ist nicht angenehm.

NU: Simon Wiesenthal hat mir gesagt, er habe es als Last empfunden, überlebt zu haben und sich immer wieder gefragt: warum ich? Er hat aber daraus sozusagen die Verpflichtung gesehen, für diejenigen, die umgekommen sind, zu sprechen.

Kertész: Ja, das ist ein späteres Sinngeben einer sinnlosen Sache. Ich mache das nicht. Ich habe auch kein Sendungsbewusstsein. Ich bin kein Auserwählter, der zurückgekommen ist mit einer großen Aufgabe. Das kann man später – rückblickend vielleicht – so sehen und dem Leben eine Logik geben, einer völlig sinnlosen Sache nachträglich Sinn geben.

NU: Hat Sie der Umstand, dass Sie Auschwitz, dass Sie Buchenwald überlebt haben zu einem gläubigen Menschen gemacht?

Kertész: Wissen Sie, für mich ist Gott ein grammatisches Problem. Eine Person kann er nicht sein. Ich glaube vielmehr, dass es in jedem von uns ein Grundbedürfnis gibt, nämlich sich einen Gott vorzustellen. Und das ist auch nicht schlecht, denn es muss jemand geben, dem wir für unser Leben danken. Dieses Bedürfnis nenne ich Gott. Ich bin kein Atheist. Wenn es nämlich Atheisten gibt, dann gibt es auch Gott. Aber ich habe einen Sinn für die Mystik und ich weiß sehr wohl, dass sich im Leben mystische

Ereignisse begeben, die wir nicht wirklich durchschauen. Ich habe einmal geschrieben, es ist nicht die Frage, ob es Gott gibt oder nicht. Wir müssen so leben, als ob er existiert. Wenn Gott existiert und er hat Auschwitz erlaubt, dann ist er kein gerechter Gott, dann ist er kein richtiger Gott. Aber ich glaube nicht, dass es Gott war, der das zugelassen hat.

NU: Sie haben im „Dossier K.“ geschrieben „Gott kennt keine Religion.“

Kertész: Ja. Ja. Wissen Sie, es war ein Priester, der zu mir gesagt hat: „Gott kennt keine Religion.“ Dieser Satz war wie eine Befreiung für mich. Das ist ein Satz, der leuchtet sozusagen.

NU: Bertolt Brecht hat in der „Kriegsfiabel“ – man schrieb das Jahr 1955 – gedichtet: „Das da hätt' einmal fast die Welt regiert, die Völker wurden seiner Herr. Jedoch ich wollte, dass ihr nicht schon triumphiert: Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“ Die Frage an Sie, Herr Kertész, lautet: Ist der Schoß fruchtbar noch, aus dem das kroch? Wie groß ist die Gefahr, dass Totalitarismus, dass Faschismus – in welcher Variante auch immer – wieder das Haupt heben?

Kertész: Diese Gefahr existiert. Und manchmal können wir auch schon die Zeichen dafür sehen. Wir leben in einer gefährlichen Welt. In einer Welt, in der wir mit den Mitteln des Liberalismus gegen Terror kämpfen – und das geht nicht. Ich sage Ihnen, ein überzeugter Bürger, ein überzeugter Demokrat, darf keine Angst haben, wenn es darum geht seine Werte zu verteidigen. Und die sind in Gefahr. In dem Zusammenhang fällt mir immer München im Jahr 1938 ein, wo man sich vor einem Diktator namens Adolf Hitler gebeugt hat. Und das hatte schreckliche Folgen und es hätte nicht sein müssen. Also, man müsste wenigstens so viel aus dem Holocaust gelernt haben, dass wenn man einmal nachgibt, es kein Ende findet. Solche Entwicklungen enden im Massenmord. In der Vernichtung unserer Werte. Ich kann allerdings nicht einschätzen, wie groß der Wille ist, diese demokratischen Werte zu verteidigen.



Der Rebbe und der NS-Major

So unglaublich es klingen mag: Dass aus der Chabad-Bewegung eine der einflussreichsten chassidischen Gruppen der Welt wurde, ist einem Major der deutschen Wehrmacht zu verdanken. Der US-Historiker Bryan Mark Rigg hat das in einem neuen Buch dokumentiert.

VON DANIELLE SPERA

Unter den wenigen Geschichten von Juden, die vor der Ermordung durch die Nazis gerettet wurden, ist sie sicher eine der bemerkenswertesten. Die Rettungsaktion von Joseph Schneersohn, dem Oberhaupt der chassidischen Sekte der Lubawitscher, war das Ergebnis einer unglaublichen Zusammenarbeit hochrangiger US-Regierungsvertreter mit Soldaten der deutschen Wehrmacht und Funktionären des NS-Regimes. Auf diese verblüffenden Fakten ist der US-Historiker Rigg 2003 bei den Recherchen zu seinem Buch „Hitler's Jewish Soldiers“ gestoßen. Er entdeckte den Fall des Majors Ernst Bloch. Bloch war trotz seiner Herkunft auf Empfehlung des Abwehr-Chefs Wilhelm Canaris für „deutschblütig“ erklärt worden.

Ende 1939 begab sich Bloch im Auftrag von Canaris auf eine außergewöhnliche Mission. Er sollte im gerade eroberten

»Spannend beschreibt Rigg die von der Abwehr inszenierte Flucht des Rebbe über Riga nach New York.«

Warschau den Lubawitscher Rebbe, Joseph Isaak Schneersohn, finden und zur Flucht in die Vereinigten Staaten verhelfen. Schneersohn war das sechste Oberhaupt der Lubawitscher, ein hoher Geistlicher mit großer Anhängerschaft.

Die Initiative zu seiner Rettung ging von den USA aus. Die Sorge um einen einzelnen Rabbiner, zu einem Zeitpunkt, als z. B. die Idee einer Rettung von 20.000 jüdischen Flüchtlingskindern aus Deutschland abgelehnt wurde, wirft viele Fragen auf. Vor allem vor dem Hintergrund der Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit des amerikanischen Außenministeriums gegenüber jüdischen Einwanderern. Rigg nennt mehrere mögliche Antworten: Es sei vielleicht eine wirksame Maßnahme der US-Regierung gewesen, die Forderungen nach Aufnahme weiterer Flüchtlinge zu beschwichtigen, oder es sei geschehen, um das eigene Ansehen mit minimalem Risiko zu erhöhen.

Es sei den Juden in den USA gelungen, den Rebbe als hohen geistlichen Führer darzustellen, etwa vergleichbar mit dem Papst. Allen voran Israel Jacobson, der geschäftsführende Leiter des amerikanischen Chabad, der 1925 in die USA gereist war, um für die Lubawitscher Spenden zu sammeln. Über ihn schreibt Rigg folgende Begebenheit: „Jacobson war leidenschaftlich bis zum Fanatismus. Auf dem Schiff aus Europa wollten er und ein paar Anhänger die Rosh Ha Shana-Gebete sprechen, doch Botschafter Joseph Kennedy, der Vater von John F. Kennedy, der mit demselben Schiff reiste, beschwerte sich über die Störung.“ Außer sich vor Zorn soll Jacobson Kennedy und alle seine männlichen Erben verflucht haben.

Spannend beschreibt Rigg die abenteuerliche, von der Abwehr inszenierte Flucht des Rebbe über Riga nach New York. Zentrale Figur ist Major Ernst Bloch, der vermutlich wegen seiner jüdischen Herkunft ausgesucht worden war, Schneersohn zu finden. Bloch und seine Männer durchstreiften inmitten von Chaos und Aufruhr immer wieder die Stadtviertel Warschaus, in denen orthodoxe Juden wohnten. Die meisten Lubawitscher fürchteten sich vor den Wehrmachtssoldaten und verrieten kein Wort. Als er beinahe die Idee aufgab, überhaupt einen Kontakt zu Schneersohn zu bekommen, gab einer seiner Untergebenen ihm den Hinweis: „Sagen Sie erst einmal Schalom. Schalom ist ein gutes Wort.“

Schlüsselszenen

Am 26. November 1939 ist es so weit. Bloch und seine Männer klopfen an die Tür der Wohnung, in der sie den Rebbe vermuten. Die Schlüsselszene des Buches beschreibt, wie die Schneersohns und ihre Anhänger bereits mit dem Tod rechnen. „Einige Chassidim fangen an zu weinen. Nacheinander werden die Namen der Aufgereihten verlesen, dann müssen sie sich umdrehen – und erstarrten. Denn der befehlgebende deutsche Offizier drückt jedem von ihnen Reisepapiere in die Hand und erklärt, dass sie diese Dokumente für die Flucht aus Polen bräuchten.“

Dann beginnen die verschlungenen Wege der abenteuerlichen Flucht des Rebbe mit seiner Familie, wobei Bloch sprachlos ist, dass sie das Essen, das er für sie organisiert, zurückweisen, weil es nicht koscher ist.

„Diese Verrückten“, murrte Bloch, „krank und hungrig, aber essen wollen sie nicht. Wirklich ein seltsames Volk. Sie begreifen nicht mal, wenn ihnen jemand zu helfen versucht.“

Es ist eine merkwürdige Reisegesellschaft, die unzählige Kontrollen passieren muss, wobei Schneersohn Bloch einmal fragt, warum er ihnen helfe. Er sei Halbjude, antwortet Bloch, ob er sich auch jüdisch fühle, fragt Schneersohn, der in den Augen Blochs aussah wie eine Erscheinung aus der Bibel. Der Rebbe erblickte in Blochs Verhalten einen Beweis für seine jüdische Loyalität und eine Rückkehr zu den Ursprüngen. Ausführlich beschreibt Rigg die Flucht nach New York, wo sich der Rebbe mit aller Energie um die Rettung seiner Bücher und seines Hausrates sorgt. Nie sei die Rede davon gewesen, statt der Bücher weitere Juden nach Amerika zu holen, darüber hätten die Lubawitscher nie diskutiert, schreibt Rigg.

Warnung vor Assimilation

Andere orthodoxe Rabbiner hätten sich in Washington für ihre Glaubensbrüder in Europa eingesetzt. Sie konzentrierten sich darauf, Menschenleben zu retten, während der Rebbe überzeugt war, er könne für die Juden in Europa ohnehin wenig tun und sich daher lieber der Rettung jüdischer Seelen in den USA verschrieb. Im Holocaust sah Schneersohn die Strafe Gottes für die vom Glauben abgefallenen Juden. Nur erneuter Gehorsam gegenüber Gott könnte die Strafe beenden. Die Haltung des Rebbe stieß bei vielen auf Missfallen. „Warum schwiegen unsere orthodoxen Anführer“, fragt ihn ein jüdischer Philosoph, „warum pro-

DAS BUCH

Bryan Mark Rigg: Rabbi Schneersohn und Major Bloch. Eine unglaubliche Geschichte aus dem ersten Jahr des Krieges. Aus dem Englischen von Barbara Schaden. Carl Hanser Verlag, München 2006.

testieren sie nicht gegen die Gleichgültigkeit der amerikanischen Regierung?“ Schneersohn antwortete und verwies auf die Nichtjuden, die sich nicht um das Schicksal der Juden scherten. Es gebe Vereinigungen zum Schutz von Katzen, Hunden, vielleicht sogar Mäusen, aber keinen Schutzverein für Juden. Abtrünnige Juden, die den Gehorsam gegenüber Gottes Geboten verweigerten, seien diejenigen, die sich am meisten anstrengen müssten, um Hitlers Völkermord zu beenden. Besonders rätselhaft an der Tatenlosigkeit des Rebbe war, dass er, anders als die meisten amerikanischen Juden, die NS-Gräueltat selbst erlebt hatte – wenn auch nur für kurze Zeit.“ Da Schneersohn die Situation vor allem spirituell sah, griff er zu drastischen spirituellen Maßnahmen, schreibt Rigg. „Damit selbst die Kinder begriffen, dass die Welt aus dem Lot war, erließ er ein Süßigkeitsverbot für alle Lubawitscher Kinder, solange die Nazis Juden umbrachten.“ Gleichzeitig warnte er immer wieder

»Besonders rätselhaft an der Tatenlosigkeit des Rebbe war, dass er die NS-Gräueltat selbst erlebt hatte.«

vor Assimilation. „Juden, die sich weigern zum Judentum zurückzukehren, müssen zwangsläufig auf den Friedhof zurückkehren. Nur Buße kann uns retten.“ Da der Herr den Holocaust verfügt habe, sollten die Juden die Hoffnung darauf setzen, dass die Lage besser werde, wenn sie Gottes Gebote fortan erfüllten, verkündete Schneersohn 1941. Und weiter: Die Vernichtung der Juden in Europa seien die Geburtswehen des Messias.

Paradoxerweise verdankte Schneersohn seine Rettung Männern, deren Familien sich vom Judentum gelöst hatten und die er als Abtrünnige bezeichnete. Die Ansichten des Rebbe zum Holocaust waren und sind ein heikles Thema. Gott habe einen verbrecherischen Herrscher eingesetzt, damit die Juden wieder auf den richtigen Weg zurückkehrten. Nachdem diese Aussagen viele beunruhigten und verstörten, versuchte sein Nachfolger, Menachem Mendel Schneersohn, die Wogen zu glätten und erklärte: Zu behaupten, die Juden seien mit dem

Holocaust für ihre Sünden geschlagen worden, hieße den Namen des Herrn zu entweihen. Der Rebbe hörte dann auf, den Holocaust als Vergeltung für die Sünden der Juden zu bezeichnen und widmete sich bis zu seinem Tod 1950 seiner spirituellen Aufgabe und der Ankunft des Messias. Sowohl der Rebbe, als auch sein Retter Ernst Bloch erwähnten die Begebenheit mit keinem Wort. Bloch wurde wegen seiner jüdischen Abstammung entlassen, letztendlich zum Volkssturm eingezogen und Ende April 1945 getötet, als direkt hinter ihm eine Granate einschlug.

Tatenlosigkeit

Die Schlussbetrachtungen in Riggs Buch zeigen einmal mehr sehr kritisch die Tatenlosigkeit der USA und der anderen Westmächte gegenüber dem Holocaust. Der Wille, jüdisches Leben zu retten, fehlte. Roosevelt sei sich der katastrophalen Situation bewusst gewesen, schien aber angesichts des so folgenschweren historischen Ereignisses gleichgültig. „Den Tod von Millionen Juden zu verhindern war für seine Regierung keine vordringliche Aufgabe. Roosevelt selbst verabscheute Antisemitismus, allerdings wollte er jegliche abträgliche Kritik an seiner Regierung vermeiden.“

Der Leiter der US-Einwanderungsbehörde Breckinridge Long spielte in diesem Zusammenhang eine besonders üble Rolle. Ein Antisemit an diesem wichtigen Posten machte es möglich, dass die USA im Zweiten Weltkrieg für flüchtende Juden abgeriegelt wurden. Allerdings sei es auch nicht zu einem effektiven Protest gekommen. So hebt Rigg hervor, dass auch die Juden in der Umgebung Roosevelts sich kaum für Rettungsaktionen einsetzten und keine Initiative ergriffen.

Auf der anderen Seite steht die Geschichte von Ernst Bloch, der als Sohn eines jüdischen Vaters dem Nazi-Regime diente. Ein Berufssoldat, der schon im Ersten Weltkrieg diente, verwundet und ausgezeichnet worden war, er sah im Militärdienst seine Berufung. Auch er fügt sich nicht nahtlos in die Kategorie Held, Schuft, Opfer oder Täter. Die Geschichte von Bloch und dem Rebbe gebe einen kleinen Einblick in die moralische Komplexität des Krieges, schreibt Rigg – eine wundersame, paradoxe und verstörende Geschichte.

Die Jahrhundertjournalistin

In der Tel Aviver Ha Negev-Straße wird von der neunzigjährigen Alice Schwarz-Gardos Israels letzte deutschsprachige Tageszeitung produziert. Auch wenn die Abonnenten immer weniger werden, arbeitet die Chefredakteurin täglich an ihrem Lebenswerk.

VON THOMAS SCHMIDINGER (TEXT UND FOTOS)

In einem einzigen Zimmer in einem unscheinbaren Gebäude in der Ha Negev-Straße in Tel Aviv hat Alice Schwarz-Gardos ihr Büro. Die neunzig Jahre alte Schriftstellerin und Journalistin produziert hier, in nur einem kleinen Raum mit zwei Computern und einigen Ordnern an der Wand, Israels letzte deutschsprachige Tageszeitung, die „Israel-Nachrichten“.

Gegründet wurde die Zeitung 1936, am Höhepunkt der Fluchtwelle deutschsprachiger Juden, von Siegfried Blumenthal. Das ursprünglich nur hektografierte Blatt, das die Headlines und Meldungen der hebräischen Tageszeitungen für die Jekkes ins Deutsche übersetzte, erschien damals unter dem Titel „Blumenthals neueste Nachrichten“. „Das Blatt wurde damals genauso belächelt wie es beliebt war“, erzählt die heutige Chefredakteurin, während sie gerade die Druckfahnen für die Wochenendausgabe für den Freitag am Computer korrigiert: „Die meisten von uns konnten ja kein

Hebräisch als wir hierher kamen. Einige haben es bis heute nicht wirklich gelernt.“ So bildete dieses Blatt die einzige Möglichkeit auf dem Laufenden zu bleiben. Die nur aus einem beidseitig bedruckten Papier bestehende Zeitung wurde trotzdem belächelt. „Die Leute sagten damals ‚unser Käseblatt‘ oder ‚Blumenkohls neueste Nachrichten‘ dazu“, erinnert sich die heutige Chefredakteurin.

Dabei kannte Alice Schwarz-Gardos damals die Zeitung nur als Leserin. Ihre journalistische Karriere hatte die aus Österreich stammende Einwanderin erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs begonnen. Als Alice Schwarz-Gardos am 31. August 1916 in Wien geboren wurde, regierte noch Kaiser Franz Joseph über ihre Heimatstadt. In der Ersten Republik besuchte sie die Volksschule in der Hahngasse, der Fortsetzung der Rotenlöwengasse, wo sie mit ihren Eltern lebte. 1929/30 übersiedelte sie mit ihren

menden Eltern, deren Familien über mehrere Ecken auch mit so prominenten Namen wie Heinrich Heine, Theodor Herzl oder Karl Marx verwandt waren, in das damals noch teilweise deutschsprachige Preßburg, das heutige Bratislava. Dort besuchte sie bis zur Matura das Deutsche Staatsrealgymnasium. Von der Tschechoslowakei aus, dem letzten demokratischen Staat Mitteleuropas, musste die talentierte Schülerin das Anwachsen der NSDAP in Deutschland, die Begeisterung der ÖsterreicherInnen für den „Anschluss“ und schließlich den Verrat der demokratischen Staaten Westeuropas durch das Münchner Abkommen und den Einmarsch deutscher Truppen in der Tschechoslowakei erleben. Nach der Matura konnte sie nur noch vier Semester Medizin an der Comenius-Universität in Bratislava studieren, denn nach der Besetzung der „Rest-Tschechei“ und der Errichtung eines faschistischen Satellitenstaates in der Slowakei begann für sie und



Die „Israel-Nachrichten“ am Verkaufsstand

ihre Eltern eine lebensgefährliche Flucht, die sie über Rumänien nach Palästina führte.

Die erste Zeit in Palästina war für die aus gutbürgerlichen Verhältnissen stammende Familie alles andere als einfach. „Ich konnte kein Wort Hebräisch als ich hierher kam“, erinnert sich Alice Schwarz-Gardos heute noch an diese schwere Zeit: „Aber immerhin wurden wir hier gerettet. Wären wir in der Slowakei geblieben, hätte uns wohl dasselbe Schicksal ereilt, wie viele unserer Bekannten, Verwandten und Freunde.“

In den ersten Jahren musste jede Tätigkeit angenommen werden, die sich anbot. So arbeitete sie als Stubenmädchen, Tellerwäscherin, Kellnerin oder Verkäuferin. Eine feste Anstellung als Sekretärin bei der britischen Royal Navy von 1942 bis 1949 bedeutete bereits einen großen sozialen Aufstieg. 1949 kehrte sie auf Einladung ihres Cousins Bruno Frei, der als linker Journalist und Schriftsteller im mexikanischen Exil überlebt hatte, erstmals nach Europa zurück und verbrachte in Wien drei Monate als „eine Art Pressereferentin bei der Jewish Agency“, womit ihre bis heute andauernde Tätigkeit als Journalistin begann.

Nach ihrer Rückkehr nach Israel begann Alice Schwarz-Gardos ihre journalistische Tätigkeit 1950 zunächst bei der deutschsprachigen Tageszeitung „Yedioth Hayom“ (Nachrichten des Tages). Von da wechselte sie 1962 zur „Yedioth Chadaschoth“ (Neue Nachrichten),

1936 gegründet als „Blumenthals neueste Nachrichten“.

Nach der Einstellung von „Yedioth Hayom“ im Jahr 1965 blieb „Yedioth Chadaschoth“ als einzige deutschsprachige Tageszeitung Israels erhalten. 1973 wurde auch sie eingestellt, doch mit dem gleichen Redaktionsstab in einem anderen Verlag als „Israel-Nachrichten“ weitergeführt. Seit 1975 redigiert Alice Schwarz-Gardos die Zeitung, schreibt Leitartikel und Kommentare und bringt nebenbei auch noch eine Reihe von Büchern heraus.

Für ihren ersten Novellen-Band, „Labyrinth der Leidenschaften“, der 1947 in Haifa erschien, schrieb Arnold Zweig ein Vorwort. Es folgte der erste Roman, „Operation Goliath“, der bis heute nur in einer hebräischen Übersetzung erschienen ist und die Ereignisse um die Eroberung Haifas aus der Sicht einiger mitteleuropäischer Intellektueller schildert, die – wie die Autorin meint – „ahnungs- und erfahrungslos in diesen Kampf gestürzt wurden und von denen einige, eher Anti-Helden als Helden, dann auch in diesem erbarmungslosen und für uns schwer überschaubaren Ringen gefallen sind.“ Weitere Romane, wie „Schiff ohne Anker“, der den Untergang eines Schiffes mit 789 jüdischen Flüchtlingen schildert, das 1942 gezwungen worden war, den Hafen von Istanbul wieder zu verlassen, und schließlich untergegangen ist, „die Abrechnung“ oder „Versuchung in Nazareth“ liegen auch auf Deutsch vor. Zudem stammen mehrere Kinder- und Jugendbücher aus ihrer Feder. 1979

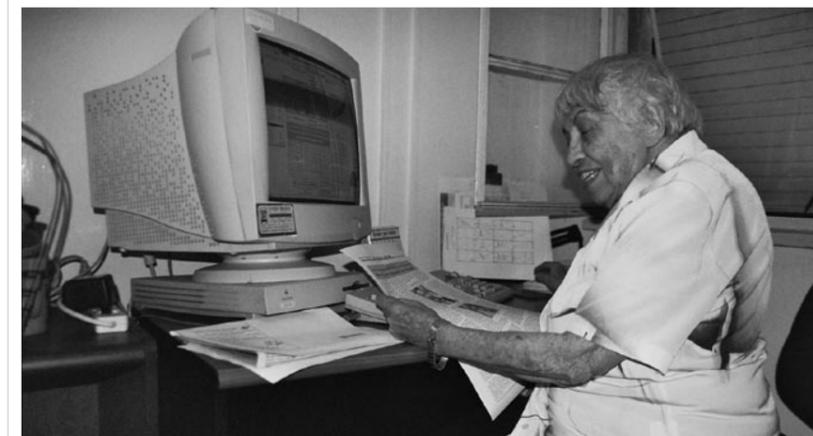
brachte sie mit „Heimat ist anderswo“ eine der ersten Anthologien deutschsprachiger Dichtung in Israel heraus. 1991 erschien im Bleicher-Verlag ihre Biografie „Von Wien nach Tel Aviv“. Zu ihrem neunzigsten Geburtstag erschien im August dieses Jahres im Verlag Hartung-Gorre in Konstanz das von Erhard Roy Wiehn herausgegebene Buch „Zeitzeugnisse aus Israel“, mit Artikeln der Autorin aus den Israel-Nachrichten.

Neben all dem arbeitete Alice Schwarz-Gardos zwischenzeitlich auch als Israel-Korrespondentin für mehrere europäische und lateinamerikanische Zeitungen und Zeitschriften, u. a. für den „Tagespiegel“ und für das in Buenos Aires erschienene „Argentinische Tagblatt“.

Mit neunzig Jahren fährt die Chefredakteurin noch täglich in das kleine Büro in der Ha Negev-Straße, wo im gleichen Stock noch andere Zeitungen desselben Verlegers herauskommen. Auch diese erscheinen in den Sprachen der ImmigrantInnen, die großteils vor über 60 Jahren nach Israel bzw. in das damalige Mandatsgebiet Palästina eingewandert sind. Ungarische, rumänische und polnische Tages- und Wochenzeitungen werden hier hergestellt. Die ebenfalls hier produzierte jiddische Wochenzeitung musste vor einigen Jahren mangels Lesern eingestellt werden.

Auch den Israel-Nachrichten sterben langsam die LeserInnen weg. Von den 26.000 Stück Auflage, mit der die Zeitung in ihren

Chefredakteurin Alice Schwarz-Gardos an ihrem Computer





Im Redaktionsbüro mit NU-Autor Thomas Schmidinger

Blütezeiten zu den großen israelischen Tageszeitungen gehörte, sind heute nur noch 4.000 geblieben. Der Großteil der Auflage wird im Abo in Israel vertrieben. Einige Abos werden jedoch auch nach Österreich und Deutschland geschickt. Zudem gibt es einen kleinen Kreis deutschsprachiger Jüdinnen und Juden in aller Welt, die die Zeitung regelmäßig lesen. Neben der Möglichkeit eines Vollabonnements gibt es auch die Variante sich nur die Wochenendausgabe zuschicken zu lassen. Diese erscheint statt der acht Seiten unter der Woche mit sechzehn Seiten und einem zweifarbigen Umschlag.

Obwohl man als junger Österreicher beim Gespräch mit Alice Schwarz-Gardos den Eindruck bekommt, mit einer der ganz großen alten Damen zu sprechen, deren Leben selbst die Geschichte des europäischen Judentums des 20. Jahrhunderts zwischen Wien, Bratislava und Israel widerspiegelt, kommt in der Redaktion der Israel-Nachrichten nie das Gefühl auf, in einem Museum zu sein. Vielmehr wird hier immer noch eine immer wieder aktuelle Tageszeitung produziert, deren Chefredakteurin trotz ihres hohen Alters genau die politische und gesellschaftliche Entwicklung in Israel und Europa mitverfolgt. Mit Alice Schwarz-Gardos kann man nicht nur über ihre lange Lebensgeschichte sprechen, sondern

auch über ganz aktuelle politische Fragen.

So beobachtet sie etwa genau die Debatte um den neuen Antisemitismus in Europa und meint, dass die europäischen Regierungen, insbesondere die deutsche und österreichische, wesentlich proisraelischer wären als die öffentliche Meinung in diesen Ländern. Eine unmittelbare existenzielle Bedrohung für Israel sieht sie darin jedoch nicht: „Der neue Antisemitismus in Europa wird uns hier nicht gefährden. Uns freut es sogar, wenn wieder ein paar neue Einwanderer kommen, aber natürlich weniger, wenn sie der Antisemitismus hertrieb“, erklärt sie mit einem etwas sarkastischen Lächeln. Wirkliche Freude über Neueinwanderer wegen des Antisemitismus könne jedoch nicht aufkommen, denn, „die Juden sind nicht für den Staat da, sondern der Staat für die Juden. Der Staat ist dazu da, die Juden zu retten und nicht, sie mit allen Mitteln heranzuzwingen.“ Die Situation in Österreich und Deutschland wäre für die alten Jekkes in Israel nicht mehr von Überlebenswichtigkeit, wenn auch interessant.

Nur über die Regierungsbeteiligung der FPÖ wäre man hier im Jahr 2000 sehr entsetzt gewesen. Aber auch diese Aufregung habe sich seit dem Niedergang der FPÖ wieder gelegt. „Für uns ist es von wesentlich größerer Bedeutung, ob die Probleme mit den Palästinensern gelöst werden können oder wie das Verhältnis

zu den arabischen Nachbarstaaten aussieht.“ Wesentlich mehr Sorgen als der europäische Antisemitismus bereiten Alice Schwarz-Gardos das iranische Atomwaffenprogramm und die Drohgebärden des iranischen Regimes: „Das ist nicht nur eine Gefahr für Israel, sondern für die gesamte Welt!“

Schließlich frage ich zum Abschied noch, ob denn die Anwesenheit deutscher Soldaten an der israelisch-libanesischen Grenze unter den alten deutschsprachigen Juden, die schließlich vor den Deutschen geflüchtet sind, auf negative Reaktionen stoßen würde. Auch in dieser Frage unterscheidet sich die Meinung von Alice Schwarz-Gardos jedoch kaum von den Positionen anderer Israelis: „Das ist für uns überhaupt kein Thema. Ich hoffe, sie machen ihren Job gut und sorgen für eine gewisse Sicherheit.“

Dass Israel auch fast 60 Jahre nach seiner Gründung immer noch keine sicheren Grenzen besitzt und von Teilen seiner Nachbarn vernichtet werden will, ist für Alice Schwarz-Gardos jedenfalls kein Grund zu besonderer Aufregung: „Wir haben hier schon viel schwere Zeiten gehabt. Als wir hierherkamen, hätten wir doch nicht einmal zu träumen gewagt, dass es diesen Staat wirklich einmal geben wird. Jetzt gibt es diesen Staat bald 60 Jahre lang. Er ist nicht perfekt, aber er existiert und es ist schön hier zu leben.“

ZUR ZEITUNG

Israel-Nachrichten im Abo

Für 3 Monate täglich:

in Israel: NIS 477,-

in der EU: € 153,-

Für 3 Monate nur

Wochenendausgabe:

in Israel: NIS 138,-

in der EU: € 48,-

Adresse: Ha Negev 5, POB 28397,

Tel Aviv 61283

Tel: 03-537 63 17 / 03-537 15 33,

Fax: 03-537 61 66

Kontakt: Nachrichten120@yahoo.com

Schräg, poppig – und „very Jewish“

Das Cover des aktuellen Heftes könnte nicht tabubrechender sein: Als Illustration zum Schwerpunkt Essen haben die Macher des jüdischen Magazins „HeeB“ justament das Foto eines Schweinchens gewählt. US-Popkultur meets Judentum.

VON ALEXIA WEISS



„HeeB. The New Jew Review“ erscheint seit 2001 vier Mal im Jahr – und ist inzwischen in den USA weit mehr als nur irgendein Magazin. Unter den 125.000 Lesern und 6.000 Abonnenten hat sich eine Community gebildet – man liest „HeeB“ nicht nur, man lebt es auch, etwa wenn wieder ein „HeeB Storytelling“ in New York, Los Angeles, San Francisco, Chicago oder Atlanta abgehalten wird oder das Blatt zu schrägen Filmevents lädt.

Konzipiert für 20- bis 30-Jährige wird hier urbanen, progressiven, säkularen Juden die Möglichkeit gegeben, sich mit ihrer Identität auf kontroversielle, doch stets augenzwinkernde und äußerst unterhaltsame Weise auseinander zu setzen. Dem Lifestyle wird großer Platz eingeräumt und die Herangehensweise an Themen lässt die Vorliebe des Teams rund um Chefredakteur Joshua Neuman für plakativen Trash deutlich erkennen.

So findet sich im Inneren von „The Food Issue“ etwa eine Doppelseite, gestaltet wie ein Filmplakat: „Borscht Belt Horror“ ist da in verwackelten Buchstaben zu lesen und eine Frau sitzt im Halbdunkel vor einem Fernsehgerät, aus dem eine rot-violette, an Marmelade erinnernde Masse rinnt ...

Die Liste der von der Redaktion ausgewählten weltweit 50 besten Speisen und Getränke reicht vom Pez-Zuckerl über Guinness, das mexikanische Frühstücksgericht Huevos Rancheros und Tabasco bis zu Sushi. Auf Platz 41 wurde übrigens die Sachertorte gehievt – zwar nicht jene aus dem gleichnamigen Hotel in Wien, sondern die aus dem Café Sabarsky in Manhattan. Urteil der Redaktion: „The deadliest thing to come out of Austria since, well, we won't go there.“

In früheren Ausgaben haben sich die „HeeB“-Macher mit Themen wie

Geld, Sex oder Schuld auseinander gesetzt – immer bunt, immer schrill und jedenfalls nicht mit dem erhobenen, belehrenden Zeigefinger. Auch die Inserate spiegeln die Offenheit des Magazins wider: So wirbt in der aktuellen Ausgabe die Organisation „Judaism your way“ mit einem einseitigen Sujet, auf dem vor dem Tisch mit den beiden angezündeten Schabbat-Kerzen statt einer Frau eine nackte, aufblasbare Puppe mit großen Brüsten und Erdbeermund platziert wurde ...

Und wer den „HeeB“-Spirit nicht nur im Kopf, sondern auch am Körper spüren will, dem seien die „HeeB“-Shirts empfohlen – zu finden auf der Homepage des Magazins.

WEB-TIPPS:

www.heebmagazine.com
www.judaismyourway.org

Lagerfeuerromantik in Israel

Bereits zum zweiten Mal fand heuer im Sommer das Camp Bnot Chayil statt. 150 Mädchen aus 14 Ländern verbrachten, unterstützt von der Chananiel Kadow Foundation, drei Wochen in Israel.

VON BARBARA TÓTH

Jüdisches Zusammengehörigkeitsgefühl: Schnapsschuss vom Sommer-Camp



Jüdische Lagerfeuerromantik? Ja, die gibt es. Zumindest für Mädchen. Bereits zum zweiten Mal fand heuer das Camp Bnot Chayil statt. Drei Wochen lang im Juli lernten sich in einem israelischen Kibbuz 150 Mädchen aus 14 Ländern dieser Welt kennen – bei Ausflügen, Grillabenden, in Lerngruppen und beim Bühnenspiel. Organisiert wurde der gemeinsame Sommerurlaub von Wien aus: von Chabad Schaliachs Rabbiner Dov und Shterna Gruzman. Mitgeholfen hat auch die Chananiel Kadow Foundation. Gegründet von David Boris Kadow, Vizepräsident des weltweiten Bucharischen Kongresses, subventionierte die Stiftung den Aufenthalt für jene

Mädchen, deren Eltern die rund 1.100 Euro nicht zur Gänze aufbringen konnten. In diesem Fall übernahm Kadow siebzig bis achtzig Prozent der Kosten. Allein 63 Mädchen aus Wien nutzen das Angebot, 40 von ihnen gehören der bucharischen Gemeinde an. Die anderen Teilnehmerinnen kamen aus Amerika, Russland, Kanada und Deutschland. Umgangssprache ist Englisch, die Organisation vor Ort übernehmen Schülerinnen der jüdischen pädagogischen Akademie.

Im Jahr 2005 fand das Camp in Österreich statt, und zwar im Warmbad Villach. Österreich ist auch Favorit für das nächste Mal im Jahr 2007. Auch wenn das die Abenteuerlust der Wiener Teilnehmerinnen

vielleicht ein bisschen dämpft: Ihr Heimatland ist für die Mädchen aus anderen Ländern eine besondere Attraktion. Nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen. Protokollarischer Höhepunkt des diesjährigen Mädchen-

camps war das Zusammentreffen mit dem israelischen Präsidenten Mosche Katzav, dem israelischen Oberrabbiner Jona Metzger und mit Mentor Kadow, ohne dessen Hilfe 40 Mädchen an diesem Projekt nicht teilnehmen hätten können.

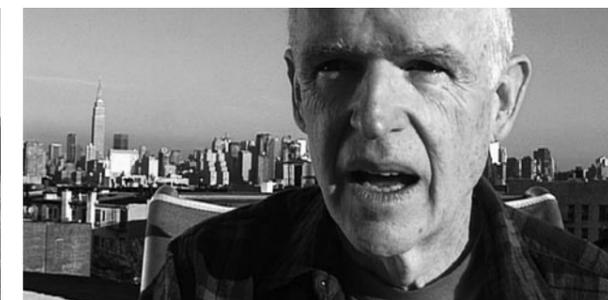
ZUM CAMP

Auch 2007 wird es wieder ein Mädchen-camp geben, aller Voraussicht nach in Österreich. Nähere Informationen der Veranstalter und weitere Fotos finden Interessierte auf folgenden Homepages:
www.chabad.at
www.buchara.at

Das Schweigen bricht auf

Jede Generation hat einen anderen Zugang zur Nazi-Vergangenheit. Vom Schweigen der Täter über das Toben der Kinder bis hin zur Analyse der Enkel. Letztere kann in zwei jüngst produzierten Filmen angeschaut werden.

VON PETER MENASSE



In „The End of the Neubacher project“ zeigt Marcus J. Carney das Schweigen seiner Eltern

Es muss wohl so abgelaufen sein, an diesem Maientag im Jahr 1945: Die alliierte Armee marschiert ein, die Einheimischen vergraben Fahnen, Uniformen, Anstecknadeln und Hitlerbücher und sind fortan stramme Demokraten. Niemand redet über das, was geschehen ist. „Verschwörung des Schweigens“ nennen Psychoanalytiker dieses Phänomen.

Die Täter und Mitläufer waren nicht bereit, ihr Verhalten zu reflektieren. So schwiegen sie und setzten doch implizit im Erziehungsstil, Sexualverhalten oder im Berufsleben und Lebenskultur die Traditionen des Autoritären fort. Auch die paar zurückgekehrten Juden konnten das Schweigen nicht brechen. Ihre Wurzeln waren abgeschnitten, sie mussten für sich eine neue menschliche Existenz aufbauen.

Die „zweite Generation“, die Kinder der Täter und Mitläufer, konnten darauf nur unzulänglich reagieren. Mit Zorn kämpften sie gegen das verstaubte Elternsystem in der Gesellschaft, das stellvertretend für ihre eigenen Eltern stand. Es war

nicht bearbeitende Auseinandersetzung, sondern Antoben gegen den Todeshauch des Schweigens. Jetzt, sechzig Jahre später, zeigt die „dritte Generation“ einen neuen Weg. Distanziert, mit einer Anmutung des Staunens über die Sprachlosigkeit ihrer Vorfahren und die daraus resultierenden Verformungen. An zwei jüngst vorgestellten Filmen lässt sich dieser neue, analytische Blick erkennen.

Anja Salomonowitz zeigt in „Das wirst du nie verstehen“ die Verstrickungen durch Porträts ihrer Großelterngeneration. Da sind einmal die Großmutter, eine Mitläuferin des Nazi-Systems, und dann die Großtante, die das KZ Auschwitz überlebt hat. Die eine leugnet, was geschehen ist, die andere kann ihre Erinnerungen nicht zulassen. Abwehr, Verleugnung, Verdrängung und psychische Not in ein und derselben Familie. Die Enkelin kann sich, bei aller Zuneigung zu den Protagonistinnen, durch die kritische Beobachtung herauslösen und gibt dem Beschauer dadurch Platz für die eigene Beurteilung.

Der zweite Film ist „The end of the Neubacher project“ von Marcus J. Carney. Sein Großvater und sein Großonkel waren hohe Nazibonzen. In der Familie wurde die Vergangenheit nie besprochen und damit eine Kultur des Schweigens geschaffen, die jetzt alle Beziehungen beherrscht. Die Mutter stirbt im Laufe der Dreharbeiten. Die „Überlebensstrategie“ des Verdrängens führt zum Tod. Carney arbeitet zu Beginn des Films mit einer ähnlich kühlen Distanz wie Salomonowitz, einer Distanz, die den Beschauern viel mehr Platz für eigene Gefühle lässt, als die heiße Empörung. Mit dem Sterben der Mutter aber, ist er plötzlich Teil des Geschehens und wir sind es mit ihm.

Die Todeskultur der NS-Zeit lebt immer noch fort. Das Schweigen der Wölfe hat einen Untoten geschaffen, den wir bisher noch nicht begraben konnten.

Dieser Beitrag erschien in gekürzter Form im Filmmagazin Ray.

Webtipps:
www.anjasalomonowitz.com
www.neubacherproject.com



Leon Zelman mit NU-Herausgeber Erwin Javor



Peter Menasse mit Bianca und Rudolf Taschner



NU-Autorin Heike Hausensteiner



NU-Fotografin Jacqueline Godany



NU-Autoren Michael Kerbler und Helene Maimann



Nationalfonds-Generalsekretärin Hannah Lessing



Peter Menasse und Erwin Javor beim Live-Dajgezzen



Gastgeberin Anita Ammersfeld (r.) mit Nicole Javor und mit FESSEL-GfK-Managerin Angelika Kofler



Danielle Spera führte durch den Abend

Das Fest zur 25. NU-Ausgabe

Dajgezzen einmal live, ein köstliches Buffet auf der Bühne und jede Menge Unterhaltung im Zuschauerraum: Die NU-Redaktion feierte das 25. Heft im stadtTheater walfischgasse.



VwGH-Präsident Clemens Jabloner und Dorit Schwarz



Nicole und Erwin Javor mit Danielle Spera



Anwalt Daniel Charim



NEWS-Chefredakteur Andreas Weber mit Martin Engelberg



Nicole Javor mit Anita Ammersfeld



NU-Chefin vom Dienst Barbara Tóth



ORF-Wirtschaftschefin
Waltraud Langer



Petra Eibensteiner
(communications matters)

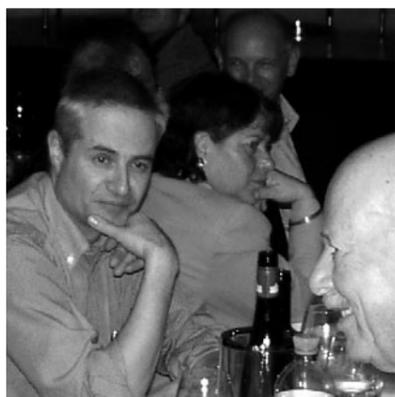


NU-Autorin Alexia Weiss



Über hundert ausgesuchte Gäste feierten das 25. NU-Heft

Tafeln im Zuschauerraum...



ESRA-Chef Peter Schwarz



Hausensteiner, Weiss und
Kehl-Baierle im Gespräch



NU-Lektorin Sabine Kehl-Baierle

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

WAAGRECHT:

- 1 Dichter der Aufklärung, dessen Denkmal zum 2. Mal in Wien errichtet wurde
- 7 Kurzer Alfred Polgar
- 8 Weiblicher Vorname
- 9 Wintersportgerät oder kurzer Robert
- 11 Vogel oder Klebstoff
- 13 Ohne 6 senkrecht verharrst du in ...
- 14 Je nach Geschmack, der Geruch oder auf Englisch greif danach
- 16 Dem NU artverwandt?
- 17 Dreimal diese Buchstaben bringen dich zum Tanzbeinschwingen
- 18 Unbestimmter weiblicher französischer Artikel
- 20 Dem NU artverwandt, möglicherweise alte lateinische Mehrzahlkonjugation?
- 21 Selten ein Her ohne ein ...
- 22 Amerikanisches Taxi
- 23 Kurze Alma Mahler
- 24 Short East West Development
- 25 Kurze Hessische Schmalspurbahn
- 26 Vierblättriger grüner malerischer Paul
- 27 Seinsform von rechts nach links
- 28 Von rechts nach links ist's entweder eine Kuh oder eine kleinste Hautöffnung
- 30 Kurzer Robert von Lieben, Erfinder der Liebenröhre
- 32 Short Canadian airline
- 33 Und ewig lockt das Weib
- 35 Der Vogel aus 11 waagrecht ohne Hinterteil
- 36 Willst du schnattern und flattern, musst du dich erst ...
- 38 Lateinisches und
- 39 ... und da oder dann und wann
- 40 Kurzes Institute of Nuclear Energy Research
- 41 Ganz kurz, von 1917 bis 1919, gab es die Ukrainian National Republic
- 42 Meine, deine, ... oder doch der Franzosen Fluss
- 44 Schlafen kannst du nach des Rätsels Lösung

SENKRECHT:

- 1 Ohne nein sind diese Buchstaben nicht umsonst
- 2 Vorname des Dichters von 1 waagrecht
- 3 Kurzes sine loco
- 4 Die Talmudschule schreibt sich hier mit einem I am Anfang
- 5 Ihm setzte Dichter 1 waagrecht ein schriftliches Denkmal, hier drei Worte zusammen
- 6 Von oben zieht sie ihre Züge, von unten erhebt du deine Stimme
- 9 Ganz und gar nicht ohne letztem Hemd
- 10 Wenn der Verstand auf Reisen geht
- 12 Kurzes Staatenbündnis von unten
- 15 Nimmer satt ist dieser Peter
- 16 Na, denn! Die Mitgift kommt von unten
- 19 Auf Kosten anderer lebt man nicht unbedingt auf den Bahamas
- 26 Der Kompagnon von Abels Bruder? Bei Freud noch ganz legales Schnupfenmittel
- 29 Versprich mir Heilung und verschreib mir diese Arznei
- 31 Biblische Texte studieren, das sollst du ein Leben lang
- 34 Englisches Fürwort
- 37 Wenn ich nur lau sagen könnt
- 43 Nummer eins in Schweden

Auflösung auf Seite 56

1	2		3	4	5		6	
7			8				9	10
11		12		13				
	14		15					
16			17				18	19
20			21				22	
23			24				25	
		26					27	
28	29			30	31		32	
33				34			35	
	36						37	38
	39			40				
	41			42				43
				44				

Artikel über die nach Ella Lingens benannte Schule, NU Nr. 25 (3/2006)

Gerade eben hab ich mir Ihren Artikel über unsere Schule in der letzten Ausgabe durchgelesen. Irgendwie verstehe ich nicht ganz, warum Sie unserer Schule den Start so schwer gemacht haben. Es trifft mich und meine Kollegen ganz besonders, wenn unsere durch die Namensgebung mitausgedrückten Ideale und Ziele für diese junge Schule, die gerade dabei ist, sich ein Profil und auch ein Programm für die Zukunft zu geben, in ein so zweifelhaftes Licht gerückt werden. Ich würde mich freuen, Ihnen in einem persönlichen Gespräch mehr von uns und unseren Plänen für das Ella Lingens Gymnasium erzählen zu können, um Sie davon zu überzeugen, dass wir hier mehr wollen als nur Klischees zu strapazieren.

Mit besten Grüßen,
Günther Sturm

Acht Kommentare zur Situation in Israel, NU Nr. 25 (3/2006)

Sehr geehrter Herr Menasse, erlauben Sie mir als ein in Österreich lebender Araber einige kurze Worte zu den in Ihrer letzten Ausgabe abgedruckten „Stimmen zu Israel“. Ich bin tief bedrückt über die von Ihnen und anderen Autoren vertretenen Meinungen. Nichts rechtfertigt das Auslöschen von menschlichen Leben. Wenn Sie davon sprechen, dass Sie traurig sind über das Sterben von Kindern und Zivilisten, im selben Atemzug aber eingestehen, dass Ihr Zorn und Ihre Ängste überwiegen, dann haben Sie möglicherweise einen Schritt vollzogen, den man so niemals vollziehen sollte.

Gerade wir im Ausland lebenden Araber und Juden, die nicht direkt am

Konflikt beteiligt sind, sollten doch die Aufgabe haben, neue Perspektiven einzubringen, Stereotype aufzuweichen und der Vernunft das Wort zu reden. Die Vernunft sagt doch allen, dass eine Zukunft für Israelis und Palästinenser nur dann möglich ist, wenn die beiden Gruppen lernen zusammenzuleben. Weder ist der Staat Israel noch die palästinensischen Gebiete alleine lebensfähig. Beide Gruppen sind in der heutigen Situation dazu verdammt, Aggressionen, Phobien und immer wieder auch irrationale Strategien zu entwickeln. Der gegenwärtige Trend zu Abgrenzung, Mauerbauen und immer geringer werdende Bereitschaft zur Verhandlung sind erschreckend und werden früher oder später in einem Desaster enden.

Lassen Sie mich auch einige persönliche Worte zu den in derselben Ausgabe abgedruckten Beiträgen über den arabischen Antisemitismus sagen. Ich habe einige Jahre meiner Kindheit im Irak verbracht. Ich darf Ihnen versichern, dass – im Gegensatz zu meinen Erfahrungen in Österreich – in meiner Gegenwart weder in der Schule, noch im privaten und öffentlichen Umfeld antisemitische Äußerungen gefallen sind.

Ich kann mich noch sehr genau an eine entsprechende Äußerung einer meiner Lehrerinnen erinnern, die uns aufgefordert hatte, immer zwischen einer Kritik am Staat Israel und den Juden streng zu unterscheiden. Sicherlich wird dies für Sie noch zu wenig sein, da für einige Ihrer Autoren sogar Antiamerikanismus mit Antisemitismus gleichgesetzt wird. Welchen Weg soll man nun gehen? Den der Angst und Aggression oder den des Muts und des Verständnisses? Und welche Rolle wollen Sie und Ihre Zeitschrift hierbei einnehmen?

Mit freundlichen Grüßen
Ayad Al-Ani, Wien.

Zu NU im Allgemeinen:

Lieber Herr Javor,
Ich war wild begeistert von den Artikeln im letzten NU (vor allem jenen in Bezug auf die Ichmannngasse)! Besonders der Leserbrief von Rita Koch hat einsame Klasse! Das muss man sich mal trauen auszusprechen, was sie auf hohem Niveau da von sich gibt! (Leider ändert es nichts an der Arroganz und Ignoranz unserer Gemeindepolitik – da hätt ich ohnehin wieder ein Schmankerl auf Lager – leider erlebe ich meine Schmankerln alle selber!)

Kol Ha Kavod! Und super, dass Sie sich trauen, das abzudrucken! Ich freue mich immer schon aufs nächste NU, es ist wirklich eine Bereicherung, und, na sind wir uns ehrlich, die einzige jüdische Zeitung in der Gegend, die man lesen kann!

Würde mich freuen, wieder von Ihnen zu hören!

Herzliche Grüße,
Barbara J. Michel

RÄTSEL AUFLÖSUNG

1	L	2	E	S	3	S	4	I	5	N	G	6	L		
7	A	P			8	L	E	A			9	B	O	10	B
11	U	H	12	U		13	S	T	I	E	K	E			
		14	R	E	15	A	C	H			T				N
16	N	A			17	C	H	A			18	U	19	N	E
20	N	I			21	H	I	N			22	C	A	B	
23	A	M			24	E	W	D			25	H	S	B	
		26	K			L	E	E			27	T	S	I	
28	E	R	O	P			30	R	L			32	A	C	
33	N	E	K	E		34	I	W	E			35	U	H	
		36	P	A	T	T	E	R			37	N	E	T	
39	H	I	E				40	I	N	E	R				
41	U	N	R				42	S	E	I	N			43	E
						44	P	E	N	N	E	N			



FOTO©: Peter Rigaud

Wir für Österreich



FOTO©: Peter Rigaud

Alle reden von Wahlen, wir auch.

Und es stellt sich ganz ernsthaft die Frage, ob wir wirklich Politiker brauchen.

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: Alle reden von einer neuen Regierung. Ich persönlich brauche keine, ich hab schon die alte nicht gebraucht.

Menasse: Wen wählst du denn, wenn wir jetzt sofort Neuwahlen haben?

Javor: Andere als am 1. Oktober.

Menasse: Das mache ich auch. Wenn das alle so machen, kommt das gleiche Wahlergebnis heraus wie beim letzten Mal.

Javor: Aber es gibt eine herrliche Wählerstromanalyse. Alle Schwarzen wählen rot, die Grünen blau, die Blauen orange, die Orangen schlagen zu und die Roten sind schon wieder verzweifelt. Der Bildschirm wird dem ORF bei der Analyse zu klein werden, und die Farben werden ihm ausgehen. Ein schweres Durcheinander wird sich tun.

Menasse: Für Politologen ist jetzt eine herrliche Zeit. Sie können uns im Fernsehen ununterbrochen erklären, was sie schon vorher in der Zeitung gelesen haben, und uns weismachen, dass ihre falschen Prognosen vom Vortag fast eingetroffen wären. Der Filzmaier zum Beispiel dürfte beim ORF ein Abonnement erworben haben.

Javor: Man nennt das Wahlabo. Ich habe im Übrigen den Verdacht, dass die Politiker heimlich an Werbeagenturen beteiligt sind und mit den künftig vier

Mal im Jahr stattfindenden Wahlen ihr karges Gehalt auffetten.

Menasse: Wenn das so ist, fordere ich einen Untersuchungsausschuss über die Werbebranche. Der Rumpold wird Vorsitzender.

Javor: Das wäre allerdings so, als ob man Graf Dracula zum Leiter einer Blutbank machen würde. Untersuchungsausschüsse sind aber jedenfalls eine gute Möglichkeit die Politiker zu beschäftigen, ohne dass sie Schaden anrichten können.

Menasse: Da gäbe es herrliche Möglichkeiten. Van der Bellen befasst sich mit dem Thema Rauchverbot im öffentlichen Raum, Schüssel wird Leiter des Ausschusses für mehr Charme im Zusammenleben und Westenthaler kümmert sich um die gewaltfreie Familie.

Javor: Gusenbauer bekommt den Ausschuss für Mode und Frisur. Und Strache bekommt den Zuschlag für den Arbeitskreis Integration mit tätiger Mithilfe von Stadler, Mölzer und Zanger.

Menasse: Man könnte dann noch einen Untersuchungsausschuss einsetzen, der sich damit befasst, wozu wir eigentlich Politiker brauchen. Ich vermute, dass es ohne sie besser ginge. Den kann Liesl Gehrer leiten, damit es ordentlich streng zugeht.

Javor: Geht dir das auch schon auf die Nerven, dass Schüssel bei seinen Pressekonferenzen vor einer Tafel sitzt, wo „WIR FÜR ÖSTERREICH“ draufsteht.

Menasse: So ist das. Jeder macht Reklame für die Zeitung, die ihm am Besten gefällt.

Javor: Und welche Zeitungen ordnen wir dann den anderen Politikern zu? Habsburg kriegt die KRONE, das ist einfach.

Menasse: Gusenbauer braucht zum Bundeskanzler noch viel ZEIT, Westenthaler ist schlechter österreichischer STANDARD, Van der Bellen arg in der PRESSE, und Strache hat kein FORMAT.

Javor: Du hast Recht: Unsere Politiker sind nicht gerade ein GEWINN für die Bevölkerung, sie ärgern uns die GANZE WOCHE hindurch und haben alle wenig PROFIL.

Menasse: NU, und was ist mit Präsident Muzicant?

Javor: Dem gehört die ganze GEMEINDE.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



FOTO ©: Peter Rigaud

VON MARTIN ENGELBERG

Nicht alle Juden sind gescheit, aber ...

Die Begegnung mit Professor Otto F. Kernberg hat mich in vielfacher Hinsicht beeindruckt: Allen voran beruflich als Psychoanalytiker – aber das soll hier nicht das Thema sein. Inspiriert hat mich Kernberg zu einem Aphorismus und zwar: „Nicht alle Juden sind gescheit, aber auffallend viele gescheite Menschen sind Juden.“ Der erste Teil des Satzes ist leider sehr wahr und entspricht meinen leidvollen Erfahrungen bei der Arbeit mit Juden vor allem in Institutionen. Bestens auf den Punkt brachte das einmal ein guter Freund, als er beim Thema Kultusgemeinde ausrief: „Das sind die größten Vorkämpfer gegen den Antisemitismus! Sie räumen nachhaltig mit einem der ältesten antisemitischen Vorurteile auf, Juden seien besonders intelligent.“

Nun aber zum zweiten Teil des Aphorismus. Professor Kernberg war also im Herbst in Wien an der Universitätsklinik für Tiefenpsychologie und Psychotherapie zu Gast, besprach Fallgeschichten, hielt Vorträge, gab Interviews, zusammengerechnet 12 Stunden und mehr pro Tag, eine Woche, also sieben volle Tage lang. Das alleine ist für einen 78-Jährigen schon eine erstaunliche physische und psychische Leistung. Doch wie er es machte, hinterließ einen noch viel stärkeren Eindruck: Vom ersten Moment jeden Tages an ist Kernberg geistig völlig präsent, hell, interessiert, er beobachtet und hinterfragt jedes Detail der Schilderungen, ist voller Ungeduld noch mehr zu erfahren und lässt sich bereitwillig, ja lustvoll auf jede Diskussion ein. Man kann förm-

lich beobachten, wie er es genießt, jeden Eindruck, jeden Gedanken, jedes Argument in seinem Kopf spielerisch hin und her zu wenden, abzuwägen, zu verwerfen, neu zu formulieren und zwischendurch bringt er alle immer wieder mit tiefsinnigen, oft sich selbst karikierenden Pointen zum Lachen.

Hat man am Abend davor auch noch seinen Vortrag gehört, in dem er seine Zuhörer mit einem politisch-psychologischen Tour d'horizon fesselte, dort wo andere das Publikum bereits nach wenigen Minuten in einen Tiefschlaf versetzen, kann man nicht umhin, von dieser Persönlichkeit fasziniert zu sein. Er ist ein Mensch, der es genießt zu verstehen, zu wissen, gescheit zu sein. Der die Fähigkeit zu schnellem dialektischem Denken aufweist. Sich seine geistige Unabhängigkeit bewahrt hat und sich zugleich hohen ethischen und moralischen Normen verpflichtet fühlt. Ein Mensch, für den die Reflexion über das Leben, die Selbstreflexion, das Nachdenken über den Sinn des Lebens und die Lebensaufgaben des Menschen, im Zentrum seines Denkens stehen. Dies alles eingebettet in eine unglaubliche Lebendigkeit, Lebensfreude und subtilen Humor.

Alle diese Charakteristika lesen sich gleichzeitig wie eine Beschreibung jener „weltlichen“ oder auch „psychologischen“ Juden, wie sie früher in Europa zu finden waren und heute vor allem in den USA anzutreffen sind. Umgangssprachlich jiddisch würde man sagen: „A jidischer Kop“, im allerbesten Sinn.

Natürlich sind nicht alle Menschen, auf welche die genannten Beschreibungen zutreffen, Juden, aber es ist doch immer wieder erstaunlich, wie groß und weit überproportional der Anteil von Juden an solchen Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kultur, Journalismus, schlicht der Intelligenz einer Gesellschaft ist. Ebenso bemerkenswert erscheint es, dass der allergrößte Teil dieser Juden mit gelebtem Judentum, also mit der Einhaltung der religiösen Gesetze und Traditionen oder der Beschäftigung mit der jüdischen Lehre, wenig bis gar nichts zu tun hat. So auch Prof. Kernberg – auf den ersten Blick gesehen. Dann aber steigen ihm Tränen in die Augen, als wir ihn zu einem Schabbat-Abend einladen, geht vorher auch noch sehr gerne mit zum Gottesdienst in den Stadttempel und sagt dort dann auch noch Kaddisch für seine vor einigen Monaten verstorbene Frau.

Sigmund Freud hatte genau über die Frage sinniert, was denn noch sein Judentum ausmache, da er es doch überhaupt nicht praktizierte und gemeint, es wäre noch sehr viel, wahrscheinlich die Hauptsache, hatte sich aber außerstande gesehen, dies in Worte zu fassen, und überließ es späterer wissenschaftlicher Einsicht. Mit diesem Zitat konfrontiert wiegte Prof. Kernberg unzufrieden den Kopf und meinte mit einem spitzbübischen und dem Übervater der Psychoanalytiker gegenüber respektlosem Lächeln: „Eine etwas ausweichende Antwort von Freud“.



FOTO ©: Peter Rigaud

VON ERWIN JAVOR

Im Kampf der Kulturen

Man kann trefflich darüber streiten, ob der so genannte „Kampf der Kulturen“ einen Vorläufer eines bevorstehenden weltumspannenden militärischen Konflikts oder bereits den Beginn des Dritten Weltkriegs darstellt. Unbestreitbar ist jedoch die Tatsache, dass Ahmadinedschad und Co es absolut ernst meinen und ihre Pläne in aller Öffentlichkeit deutlich und unmissverständlich artikulieren. Schon im Jahr 1988, also noch vor der öffentlichen Erklärung von Ahmadinedschad: „Israel muss von der Landkarte getilgt werden“, hat Haschemi Rafsandschani eindeutig Stellung bezogen: „Natürlich muss sich der Iran atomar bewaffnen.“ Im Jahr 2001 erklärte er seine Sicht der Folgen, wenn sowohl der Iran als auch Israel Atomwaffen einsetzen würden: „Von Israel würde nichts übrig bleiben, während die moslemische Welt nur einen Schaden erleiden würde.“ Würde Rafsandschani damit auch die Auslöschung des palästinensischen Volkes in Kauf nehmen, was aufgrund der geografischen Nähe zu Israel ja unvermeidbar wäre? Sozusagen ein notwendiges Bauernopfer, um ein erhabenes Ziel zu erreichen, nämlich folgerichtig und vorrangig die „jüdische Frage“ zu lösen? Nicht nur Henryk Broder fragt in seinem neuesten Buch*: „Wie klar und unmissverständlich muss einer seine Mordpläne verkünden, um ernst genommen zu werden? Hanija und Ahmadinedschad meinen es ernst. Nur die Europäer wollen es nicht wahrhaben.“

Während die arabische Welt sich und anderen erfolgreich einre-

det, dass Israel Völkermord an den Palästinensern verübt – übrigens der einzige „Völkermord“ in der Geschichte, bei dem die Bevölkerung nicht dezimiert wurde, sondern sich im Gegenteil um das Neunfache vermehrt hat – sehen die Fakten ganz anders aus.

Dr. Gunnar Heinsohn, Professor an der Universität Bremen und Leiter des Europäischen Instituts für Völkermordforschung, konnte nachweisen, dass der Israel-Palästina-

»Wie hoch muss eigentlich der Ölpreis steigen, bis die Existenz Israels zur Disposition steht?«

Konflikt weltweit eine der unblutigsten militärischen Auseinandersetzungen ist. Es werden in diesem Krieg seit 1960 ca. 8.000 Tote beklagt. Aufgrund der relativ niedrigen Opferzahl findet sich diese Auseinandersetzung auf einer globalen „Rangliste“ weit unten und zwar auf Rang 46. Zeitgleich mussten mehr als 1,6 Millionen Menschen in innerarabischen Kriegen ihr Leben lassen – alleine in Bürgerkriegen in Algerien 150.000 Menschen und weitere 150.000 im Libanon.

Die vielen Unschuldigen, die jeden Tag im Irak Opfer von Terroranschlägen, Geiselenführungen, Enthauptungen und Massakern werden, entfachen medial keineswegs die gleiche weltweite Empörung wie der so genannte

Nahostkonflikt. Geschickt und erfolgreich wird immer wieder das Bild vermittelt, dass die Ursache der Wut und des Frustes in der arabischen Welt in der Behandlung der Palästinenser durch die Israelis zu suchen ist. Für selbst verschuldete Defizite, sei es in der ökonomischen oder gesellschaftlichen Entwicklung, werden Juden und die USA verantwortlich gemacht. Judenfeindliche Parolen werden in aller Öffentlichkeit skandiert und antizionistische Demonstrationen und Holocaustleugnung sind im Iran an der Tagesordnung. Ritualmordlegenden im arabischen Fernsehen werden von Europäern zwar pflichtschuldigst verurteilt, jedoch als Taten einiger Extremisten bagatellisiert.

Gleichzeitig warnen prominente europäische Politiker vor unabsehbaren Folgen für die Weltwirtschaft, falls Sanktionen gegen das Regime in Teheran beschlossen werden sollten. Die Erklärung dafür liegt in der Sorge um die Handelsbilanzen. 1,5 Milliarden Moslems, Terrorrohungen und die Ölwanne sind gute Gründe sich etwas vorzugaukeln. Wie hoch muss eigentlich der Ölpreis steigen, bis die Existenz Israels zur Disposition steht? Die Welt befindet sich derzeit in einer ähnlichen Situation wie 1938 und die Geschichte hat uns gelehrt, dass Chamberlains Appeasementpolitik gegenüber den Nazis scheitern musste. Wenn Shimon Peres, der Ahmadinedschad als Farsisprechenden Hitler bezeichnet, Recht haben sollte, dann Gnade uns Gott.

* Henryk M. Broder: *Hurra, wir kapitulieren!*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in der Buchhandlung Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Stefan Albel (Layout), Martin Engelberg, Jacqueline Godany (Fotos), Heike Hausensteiner, Andrea Holzmann-Jenkins, Roswitha Horak (Lektorat), Christof Janitschek (grafisches Konzept), Erwin Javor, Oded Gaya Karni (Fotos), Sabine Kehl-Baierle (Lektorat), Michael Kerbler, Helene Maimann, Peter Menasse (Chefredakteur), Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Alexia Weiss.

Satz & Layout :

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

Druck:

Manz Crossmedia GmbH & Co KG, Stolberggasse 26, A-1051 Wien

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)